



Inhalt: Excellenz Schwiegermama. Novelle von Friedrich Friedrich. (Fortsetzung.) — Der Wittwer. Originalzeichnung von Fräulein Ludwig. — Anastasius Grün. Ein Erinnerungsblatt von P. von Rabice. — Pathe Hinkfoot. Eine Dorfgeschichte von Villamaria. — Der schlafende Wächter. Originalzeichnung von Laupheimer. — Der Damen-Reitanzug. Von Leopold von der Lasa. — Die Mode. Von Veronika von G. — Wodenbild nebst Beschreibung. — Plandereien. — Auflösung des Nebus Seite 310. — Räthsel. — Correspondenz. — Inserate.

Excellenz Schwiegermama.

Novelle von Friedrich Friedrich.
(Fortsetzung.)

Zwei Tage später fand in dem Hause des Freiherrn eine große Abendgesellschaft statt, Magda hatte von der Excellenz den Befehl erhalten, in dem an den Saal grenzenden Gemache den Thee zu serviren, mit dem ausdrücklichen Bemerken, zu dem Zwecke eine schickliche Toilette zu machen. Nicht ohne inneres Widerstreben fügte sie sich, denn als Erzieherin war sie in das Haus getreten, nicht als Dienerin; dennoch sah sie dem Abende mit Spannung entgegen, weil sie zum ersten Male in ihrem Leben eine große und vornehme Gesellschaft kennen lernen sollte. Mit besonderer Sorgfalt kleidete sie sich, wenn

sie auch ihrem Grundsätze, stets einfach zu erscheinen, getreu blieb. Sie wählte ein hochanliegendes schwarzes Kleid, in dem ihre zierliche Gestalt auf das Vortheilhafteste hervortrat; auf der Brust trug sie ein einfaches Kreuz von Eisenstein.

Nicht ohne ein zufriedenes Lächeln warf sie einen Blick in den Spiegel; sie wußte, daß auch in dieser anspruchslosen Einfachheit ein gewisser Reiz lag.

Als sie durch Christoph gerufen wurde, begab sie sich mit pochendem Herzen an den Theetisch, und während sie den Thee dort bereitete und die Diener die Cabarets in den Saal trugen, spähte sie durch die halbgeöffnete Flügelthür. Bunt wogten dort die prachtvollsten Toiletten durcheinander und unwillkürlich erwachte in dem jungen Mädchen der Wunsch, sich unter die Plaudernden und Lachenden mischen zu können. Verschiedene Herren und Damen schritten durch das Thee-

Zimmer und schienen das einfach gekleidete Mädchen nicht zu bemerken.

Es kochte und gährte in Magda's Brust; sie wollte über diesen hochmüthigen Stolz lächeln und fühlte sich doch so tief verletzt; sie wollte sich über diese Nichtachtung ihrer Person hinwegsetzen, aber sie vermochte es nicht. Vor sich hinblickend, stand sie fast regungslos da und ohne es bemerkt zu haben, war ein junger Offizier an sie herantreten.

„Fräulein, es ist hier wol sehr langweilig?“ fragte der Lieutenant.

Magda blickte auf. Sie wollte die Frage unbeantwortet lassen, aber war der Offizier nicht der Einzige, der es nicht unter seiner Würde hielt, ein Wort an sie zu richten?

„Ich bin beschäftigt, deshalb langweile ich mich nicht,“ erwiderte sie ruhig.



Der Wittwer. Originalzeichnung von Fräulein Ludwig.

„Fräulein, ich kenne sehr viele Beschäftigungen, welche verteuert langweilig sind,“ bemerkte der junge Cavalier, indem er seinen kleinen Schmirrbart kokett drehte. „Ich finde zum Beispiel das Theerinken sehr langweilig und das Theebereiten muß noch langweiliger sein. Lieben Sie das Getränk?“

„Ja, denn der Thee regt an,“ gab Magda zur Antwort. „Im Gegentheil, er macht müde!“ lachte der Lieutenant. „Ich trinke ihn freilich gewöhnlich anders; ich fülle eine Tasse mit Rum und thue viel Zucker hinein, den Thee lasse ich ganz fort, aber nur aus Sparjamkeitsrückichten. Haben Sie dies nie versucht, Fräulein?“

„Nein,“ erwiderte Magda lächelnd. „Ich möchte einmal solchen Thee mit Ihnen trinken,“ fuhr der Lieutenant fort. „Das wäre wahrhaftig süß! Ich wette mit Ihnen, daß Sie nicht drei Tassen trinken können! Sollen wir wetten?“

Magda lehnte dies Anerbieten, über dessen Kühnheit sie lächeln mußte, ab. Sie hörte ein seidenes Kleid rauschen und, den Blick zur Seite wendend, bemerkte sie die Excellenz. Der Lieutenant entfernte sich.

Die Frau Minister sah erzürnt aus. „Es ist in diesem Hause nicht Sitte, daß die Dienerschaft sich mit den Gästen unterhält,“ sprach sie mit scharfer Stimme. Magda erbeute, das Wort „Dienerschaft“ klang ihr mit einem unangenehmen Schmerz wieder; sie wollte antworten, da schritt der Freiherr mit einem spöttischen Lächeln durch das Zimmer.

„Begeben Sie sich zu den Kindern,“ befahl die Excellenz kurz und kehrte in den Saal zurück.

Sich zusammenraffend, verließ die Bekränzte das Gemach. In dem Corridor begegnete ihr der Candidat Jadedusch.

„Was fehlt Ihnen, Fräulein?“ fragte er theilnehmend. Magda antwortete nicht; einen flüchtigen Augenblick lehnte sie sich an die Wand, weil die Kräfte sie zu verlassen drohten, dann stürzte sie auf ihr Zimmer, warf sich in bestigter Erregung auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Sie hatte nicht bemerkt, daß Jadedusch ihr gefolgt war. Mit einem besorgten Blicke stand die große Gestalt des Candidaten vor ihr.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte er noch einmal. Magda blickte erstaunt auf; es lag in dem Gesichte des Candidaten eine solche Gutmüthigkeit, daß sie ihn nicht zurückwies; es war ihr sogar lieb, nicht allein zu sein.

Auf Jadedusch's Drängen erzählte sie das Erlebte. Der Candidat schien dies nicht zu fassen.

„Stehen wir nicht Alle in dem Dienste des Freiherrn?“ entgegnete er beruhigend. „Empfangen wir für unsere Arbeit von ihm nicht einen Lohn? Sind wir von ihm nicht abhängig?“

„Nein,“ unterbrach ihn Magda. „Unsere Bildung stellt uns ihm gleichberechtigt zur Seite.“

Jadedusch war bei diesen Worten erschrocken einen halben Schritt zurückgewichen.

„Fräulein, rütteln Sie nicht an den Schranken, die durch den Namen, die Geburt und das Blut zwischen unseren Herren und uns gezogen sind,“ sprach er.

„Nein — nein, ich erkenne keinen andern Unterschied an, als den der größeren und geringeren Bildung!“ rief Magda leidenschaftlich aufspringend. „Die Peitsche, welche der Hochmuth schwingt, ist eine unberechtigte Geißel, der man sich nicht unterwerfen darf.“

„Der ist kein Slave, der sich freiwillig und gern unterwirft,“ fuhr Jadedusch fort. „Sehen Sie, ich weiß, daß ich nicht mehr als ein Diener bin, allein ich fühle mich glücklich; auch Sie können es werden; es führt ein sicherer Weg zu diesem Glücke, er heißt: Geduld und Demuth!“

Magda starrte schweigend vor sich hin. Weshalb sollte sie dem Mann erst antworten, da er sie nicht zu begreifen vermochte, wie auch sie ihn nicht verstand. Derselbe Gedanke, der sie empörte, hatte für ihn etwas Befriedigendes. Da gab es keinen Ausgleich; diese Gegensätze standen sich gegenüber wie Feuer und Eis.

„Sie sind die Tochter eines Predigers und in einem Pfarrhause aufgewachsen,“ nahm Jadedusch aufs Neue das Wort, „haben Sie dort nicht die Mahnung der Geduld und des Duldens gehört?“

Ueber Magda's Gesicht zuckte ein bitteres, spöttisches Lächeln.

„Ja, ich werde dulden, Sie haben ja gesagt, daß dies zum Ziele führt,“ entgegnete sie. „Bitte, verlassen Sie mich.“

Der Candidat ging.

Magda schritt noch lange erregt im Zimmer auf und ab; die stürmischen Wogen in ihrem Innern ließen sich so schnell nicht beruhigen. Unbemerkte, wie sie war, hatte sie den Kopf trotzig emporgeworfen; an die Worte des Candidaten dachte sie nicht mehr, ihr Sinn verfolgte ein ganz anderes Ziel.

3.

In Magda's Wesen war am folgenden Morgen von den schweren Kämpfen, die sie am Abend vorher und während der Nacht durchgemacht hatte, nicht das Geringste mehr zu erkennen; sie war still, demüthig und schüchtern wie gewöhnlich, und nahte sich der Excellenz mit einer scheinbar noch größeren Unterwürfigkeit.

Die stolze Dame bemerkte dies mit stiller Genugthuung, denn sie bildete sich viel darauf ein, ihren Untergebenen gegenüber den richtigen Ton zu haben und dieselben stets in respectvoller Entfernung zu halten.

Den Freiherrn sah sie an diesem Tage beim Mittagessen zum ersten Male; er schien ihr heiterer Stimmung zu sein.

„Sie haben sich gestern Abend gut amüßigt,“ bemerkte sie, sein lächelndes Gesicht beobachtend.

„Vortrefflich,“ versicherte Leo. „Ich liebe es, wenn in einer Gesellschaft ein durchaus ungezwungener Ton herrscht und das was gestern Abend der Fall.“

„Das ist in einem so ausgewählten Kreise wol kaum anders möglich,“ erwiderte die Excellenz. „Ich glaube, es ist Niemand unbefriedigt heimgegangen.“

Der Freiherr schwieg und schien gänzlich von der eben aufgetragenen Fischpastete in Anspruch genommen.

„Sie sind wol mit der Wahl der Erzieherin nicht ganz

zufrieden,“ sprach er nach einiger Zeit und blinzelte mit einem nur mühsam zurückgehaltenen Lächeln zu seiner Schwiegermutter hinüber.

Die Excellenz legte ihr Gesicht in sehr ernste Falten.

„Sie irren, Herr Sohn,“ entgegnete sie. „Ich bin sehr mit ihr zufrieden. Wie kommen Sie zu dieser Vermuthung?“

„Nun ich hörte gestern Abend zufällig, wie Sie die junge Dame sehr streng in ihre Schranken zurückwies.“

„Ich glaube dies Ihrem Hause schuldig zu sein,“ bemerkte die Excellenz.

„Oh, ich bin ganz damit einverstanden!“ rief Leo lachend.

„Ich begreife nicht, wie der Lieutenant von Klinzky dazu kam, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen? Wenn sie noch hübsch wäre!“

„Ich hoffe, Sie würden es auch dann nicht billigen,“ warf die Excellenz ein.

„Aber verzeihlich könnte man es finden. Doch Mama, ich habe Ihnen noch eine freundige Nachricht mitzutheilen. Heute Morgen habe ich einen Brief meiner Tante, der Frau von Stegentesch erhalten; sie stellt mir ihren Besuch mit ihrer jüngsten Tochter Feodora nächstem in Aussicht. Ich habe ihr sofort geschrieben, daß sie mir sehr willkommen sein wird.“

Der Freiherr blickte seine Schwiegermutter mit mühsam zurückgehaltenem Lächeln an, um zu beobachten, welchen Eindruck seine Worte machten, denn er wußte, daß die Excellenz und seine Tante sich schon seit langen Jahren nicht leiden konnten. Beide Damen waren einst als Rivalinnen einander gegenüber getreten, und wenn es zwischen ihnen auch nie zur offenen Feindschaft gekommen, so hegten sie doch gegeneinander einen Groll.

Als der Freiherr noch auf Freierr's Füßen ging, bemühte sich seine Tante, ihn für ihre jetzt längst verheiratete älteste Tochter zu gewinnen, und ein Gleiches hatte die Frau Minister für ihre Tochter beabsichtigt. Viele Intriguen wurden damals gespielt; schließlich hatte die Excellenz den Sieg davon getragen.

Das Gesicht der Excellenz verfarbte sich bei der Ankündigung des Besuches. Es kränkte sie, daß der Freiherr, ohne sie zu befragen, geantwortet.

„Ich hoffe, es wird Ihnen angenehm sein,“ bemerkte Leo, nicht ohne einen Anflug von Spott.

„Gewiß, Herr Sohn,“ erwiderte die Excellenz, sich gewaltiam zusammenraffend, da sie auf keinen Fall zeigen wollte, was in ihr vorging.

„Ich freue mich unendlich darauf, denn meine Tante ist eine prächtige Frau und Feodora muß hübsch geworden sein. Ich habe sie seit vier Jahren nicht gesehen, allein sie verpachtet es schon damals zu werden,“ fuhr Leo mit der größten Unbefangenheit fort. „Ich denke, wir gehen einem lustigen Winter entgegen, da meine Tante längere Zeit hier bleiben will, damit Feodora die Freuden der Winterfaison kennen lernt.“

Die Excellenz schwieg, da sie die Ansichten ihres Schwiegerjohnes keineswegs theilte; sie sah nicht einem lustigen Winter, sondern neuen Intriguen und neuem Aerger entgegen. Sollte die Frau von Stegentesch jetzt vielleicht den Wunsch hegen, den Freiherrn für ihre jüngste Tochter zu gewinnen? Dieser Gedanke wurde bei ihr sofort zur Gewißheit; allein ebenso schnell faßte sie auch den Entschluß, die Heirath zu hintertreiben; denn wurde Feodora Leo's zweite Gattin, so war es aus mit der Herrschaft der ersten Schwiegermutter.

„Wollen Sie die Freundlichkeit haben und einige Zimmer für die beiden Damen in Bereitschaft setzen lassen,“ sprach Leo. Die Excellenz blickte ihren Schwiegerjohn starr an. Daß die Frau von Stegentesch in dem Hause wohnen könne, hatte sie für unmöglich gehalten.

„Sie — sie sollen hier wohnen?“ fragte sie.

„Natürlich. Ich werde doch nicht gestatten, daß meine Tante, in deren Hause ich in früheren Jahren so oft, ja halbe Jahre lang, frohe Tage genoß, sich eine Privatwohnung miethe oder im Gasthose absteige,“ erwiderte der Freiherr. „Ich würde dies nicht gestatten, selbst wenn sie mir fernere stände, denn zwei einzelne Damen bedürfen des Schutzes.“

Die Frau Minister preßte die Lippen fest aufeinander, sie athmete schnell, denn zuviel stürmte auf sie ein. Was es denn kein Mittel, dies zu verhüten? Dem Willen des Freiherrn entgegenzutreten, wagte sie doch nicht, weil sie bei verschiedenen Gelegenheiten schon die Erfahrung gemacht hatte, daß er sehr eigensinnig sein konnte und seinen Willen mit größter Rücksichtslosigkeit durchsetzte.

„Lieber Herr Sohn, Sie scheinen vergessen zu haben, daß der Raum in diesem Hause jetzt sehr beengt, ja daß es kaum möglich ist, die Damen zu placiren,“ bemerkte sie, sich fassend.

„Was ist nicht möglich?“ warf Leo rasch ein, denn er war nicht geneigt, sich Widerspruch entgegenzusetzen zu lassen.

„Drei Zimmer werden für die beiden Damen ausreichend sein, und so viel Fremdenzimmer besitzen wir ja.“

„Sie vergessen, daß eins davon der Erzieherin eingeräumt ist.“

„Nun, dann wird sie dasselbe wieder hergeben,“ bemerkte Leo, als ob sich das ganz von selbst verstehe.

„Und wo soll sie untergebracht werden?“ fragte die Excellenz.

„Die Frage interessiert mich weniger,“ fuhr der Freiherr fort, indem er mit dem Messer und der Gabel spielte. „Uebrigens befindet sich im Erker neben dem Zimmer Lisettens noch eine Stube, die nicht benutzt wird, sie wird für die junge Dame, die nicht allzu sehr verwöhnt sein kann, ausreichend sein.“

Wieder preßte die Frau Minister die Lippen aufeinander; es erbitterte sie am meisten, daß der Freiherr das Ganze so lächelnd und spielend verhandelte.

„Das ist nicht möglich. Wir können Magda, der die Erziehung Ihrer Kinder anvertraut ist, nicht in unmittelbare Nähe meiner Dienerin bringen,“ versetzte sie. „Ihre Stellung verlangt doch einige Rücksicht, wenn ich auch von ihrer Person ganz absehen will.“

Der Freiherr legte Messer und Gabel auf den Tisch.

„Mama, ich habe gestern Abend ja selbst gehört, wie Sie ihr sagten, daß sie zu der Dienerschaft gehöre,“ warf er ein.

„Wissen Sie für dieselbe ein geeigneteres Zimmer, so räumen Sie ihr dasselbe ein, mir ist es gleichgiltig.“

Er stand auf.

Auch die Excellenz erhob sich schweigend. Mit ihrem eigenen Worte war sie geschlagen, das raubte ihr doch für einen Augenblick die Fassung.

„Wann werden die beiden Damen kommen?“ fragte sie endlich.

„Schon in wenigen Tagen. Sie werden mich deshalb zu Dank verpflichten, wenn Sie die Zimmer noch heute in Angriff nehmen lassen; ich wünsche, daß sie an Eleganz und Bequemlichkeit nichts zu fordern übrig lassen. Sollten neue Möbel nöthig sein, bitte, so lassen Sie dieselben kommen. Ich hoffe, Sie werden durch die beiden Damen eine angenehme Unterhaltung gewinnen.“

Mit einem freundlichen Grusse verließ der Freiherr das Eßzimmer.

Die Excellenz blieb allein zurück und richtete sich hoch empor, als ob sie ihrer beengten Brust Luft verschaffen wollte, und dieselbe war ihr in der That nöthig, denn sie hatte unter dem Zwange fast zu zerpringen gedroht. Sie trat an das Fenster, in dem ein Blumentisch mit den schönsten Blümpflanzen stand und zerknitterte in ihrer Erregung eins der herrlichsten Blätter.

Die Frau, die sie am wenigsten von allen Menschen liebte, die sie haßte, sollte sie in das Haus aufnehmen. Es konnte und durfte nicht geschehen, und doch stand sie dem Willen des Freiherrn ohnmächtig gegenüber. Auf ihn richtete sich ihre ganze Erbitterung; er wußte, wie wenig sie seine Tante liebte, deshalb hatte er derselben sofort geschrieben und dadurch jeden Einwand beseitigt.

Sie ließ sich auf einem Stuhle nieder und stützte den Kopf auf die Hand. Sie dachte daran, zu verreisen. Sofort gab sie diesen Gedanken als eine Thorheit wieder auf, denn so lange ihre Feindin in dem Hause lebte, durfte sie dasselbe nicht auf einen Tag verlassen, um jedem Einflusse derselben vorzubeugen.

Für den Augenblick sah sie keinen Weg der Rettung; der Besuch der Frau von Stegentesch war nicht mehr zu vermeiden. Sie gehörte jedoch nicht zu den Naturen, welche je den Muth verlieren, hegte sie doch die feste Zuversicht, daß es ihr gelingen werde, die gehasste Dame aus dem Hause wieder zu vertreiben, ehe es deren Tochter geglückt wäre, das Herz des Freiherrn zu gewinnen.

Ganz nach dem Wunsche ihres Schwiegerjohnes richtete sie die Zimmer für den erwarteten Besuch ein; sie wollte durch nichts verrathen, daß ihr derselbe unangenehm war.

Schon nach wenigen Tagen kamen die Erwarteten an; der Freiherr selbst holte sie in seinem Wagen vom Bahnhofe ab. Die Frau Minister hatte den festen Entschluß gefaßt, ihnen mit der größten Liebenswürdigkeit entgegenzukommen, und es gelang ihr auch, als sie Frau von Stegentesch begrüßte; indem sie aber deren Tochter die Hand reichte, zuckte es doch in ihr. Als sie Feodora zum letzten Male gesehen hatte, war dieselbe ein langaufgeschossenes, in jeder Bewegung eifiges und unbeholfenes Kind gewesen, jetzt stand dieselbe als große, schlante Jungfrau mit auffallend hübschem Gesichte vor ihr. In ihren Zügen lag bei aller Jugendanmuth und Frische ein selbstbewußter, stolzer Hauch; die großen Augen blickten unbefangen und heiter, die fein, aber scharf geschnittenen Lippen verriethen indessen einen festen und entschlossenen Willen.

Sie war ungleich schöner, als ihre ältere Schwester es gewesen, und die Excellenz wurde sich sofort klar, daß sie für den Freiherrn gefährlich werden müsse. Einen Augenblick lang raubte ihr diese Beobachtung die Sprache, dann gewann sie ihre volle Selbstbeherrschung wieder und mit dem freundlichsten Lächeln sprach sie: „Ich habe Ihnen ein hübsches und gemüthliches Heim eingerichtet, weil ich den Wunsch hege, daß Sie recht lange hierbleiben mögen. An Unterhaltung soll es Ihnen nicht fehlen und ich hoffe, Sie werden Ihre Heimath hier nicht vermissen.“

Der Freiherr warf auf seine Schwiegermutter einen flüchtigen, prüfenden Seitenblick; ihre Worte klangen so fremdlich und aufrichtig, sollte sie ihren alten Groll aufgegeben haben? Die Züge der Excellenz verriethen nichts, er kannte indessen ihren Charakter zu gut, um hieran glauben zu können.

Am Abende desselben Tages schlüpfte Lisette, die mit allen Geheimnissen des Hauses vertraut war, in das Zimmer ihrer neuen Nachbarin, um Magda über den Zweck des eingetroffenen Besuches aufzuklären.

„Der Freiherr soll das Fräulein heirathen,“ sprach sie. „Sowol ihre Mutter wie sie selbst werden Alles aufbieten, um ihn zu gewinnen und ich vermüthe, der Herr wird nicht gleichgiltig bleiben, denn das Fräulein ist wirklich hübsch.“

Magda, welche über den Wechsel ihres Zimmers gar nicht unzufrieden war, hörte aufmerksam zu, denn sie konnte aus den Worten der Kammerjungfer sich genau orientiren.

„Dann wird er sie heirathen,“ bemerkte sie, „denn ich glaube nicht, daß er sich zurückhalten lassen wird, wenn er einen festen Entschluß gefaßt hat.“

„Er darf sie nicht heirathen; die Excellenz, die mit der Mutter des Fräuleins verfeindet ist, wird dies nie zugeben, denn dann würde sie hier nicht bleiben können,“ entgegnete Lisette.

„Und doch bemerkte ich, daß die Excellenz gegen die Dame sehr artig und zuvorkommend war,“ warf Magda ein.

Lisette lachte.

„Kennen Sie sie noch so wenig!“ rief sie. „Sie versteht es vortrefflich, sich zu beherrschen und zu verstellen. Ihre Freundlichkeit ist für mich der sicherste Beweis, daß sie gegen ihre Feindin bereits einen bestimmten Plan im Sinne hat und dies durch ihre Freundlichkeit verbergen will. Sie ist klug und deshalb wird sie ihre Absicht auch erreichen.“

„Auch die Frau von Stegentesch wird alles aufbieten, um den Freiherrn für ihre Tochter zu gewinnen. Der Freiherr ist ein stattlicher Mann, er ist reich, sehr reich, er gehört den vornehmsten Kreisen an, und der Gedanke, ihn zu besitzen, muß für jede junge Dame etwas Veranschendes haben, denn durch ihn erlangt sie Reichthum, Ansehen und Macht.“

Magda hatte diese Worte gesprochen, während sie wie träumend vor sich hinblickte.

„Lassen Sie die Excellenz dies nicht merken,“ warf Lisette ein. „Ich will Ihnen einen Rath geben: Sie werden die Frau Minister ebenso wenig lieben, wie irgend einer im Hause, dennoch müssen Sie sich auf ihre Seite stellen, wenn Ihnen daran liegt, hier zu bleiben. Ist sie gegen Sie, dann würde Sie selbst der Freiherr nicht halten können, weil er nicht die Ausdauer besitzt, all den kleinen Intriguen seiner Frau Schwiegermutter zu trotzen. Er hat schon in manchem Punkte nachgegeben, nur um den Frieden mit ihr herzustellen.“

Magda schwieg und blieb noch lange Zeit träumend sitzen, als die Kammerjungfer sie wieder verlassen hatte. Sie dachte an Feodora. Welch herrliche Zukunft konnte das schöne Mädchen erhoffen, das schon durch seine Geburt so sehr bevorzugt war! Weshalb war sie von der Natur nicht ebenso begünstigt? Weshalb hatte das Geschick ihr eine Stufe angewiesen, von der sie sich nur durch schweren Kampf emporzurufen vermöchte, nachdem sie viele Kränkungen und Demüthigungen erduldet.

4.

In dem Hause des Freiherrn begann ein neues und munteres Treiben; täglich wurden Spaziergänge und Ausfahrten unternommen und die Excellenz, die sonst ein ruhigeres Leben vorzog, schloß sich nie aus, sondern nahm an Allem Theil und schien oft die Heiterste von Allen zu sein. Sie schien sich fast mit Frau von Stegentsch ausgehört zu haben, denn ihre Freundlichkeit gegen dieselbe war fast in einen herzlichen Ton übergegangen.

Ihr ganzes Streben ging vorläufig darauf hinaus, ihren Schwiegerjohn genau zu beobachten, und sie bemerkte recht wol, daß er Feodora die größten Aufmerksamkeiten widmete, und daß das junge Mädchen dieselben nicht ungern entgegen nahm, wenn schon sie im Ganzen ziemlich zurückhaltend und fremd ihm gegenüber blieb.

Ihr scharfes Auge erkannte, daß Feodora den Freiherrn nicht liebte, daß sie aber, vollständig unter dem Einflusse ihrer Mutter stehend, denselben nicht zurückweisen würde, wenn er um ihre Hand anhalten sollte. Sie schien sich sogar, wie verschiedene kleine Zeichen verriethen, mit diesem Gedanken schon vertraut gemacht zu haben und den Antrag als ziemlich sicher bevorstehend anzusehen.

Magda war in diesen Tagen fast vollständig auf sich angewiesen, denn die Excellenz hatte nicht Zeit, sich um die Erziehlerin und deren Pflichterfüllung zu bekümmern. Dieser war das Lieb, denn sie konnte mit um so unbeschränkterem Blicke die Verhältnisse, die sich im Hause entwickelten, überschauen.

Zeitig hatte sie in der Frühe ihr Zimmer verlassen, um im Garten spazieren zu gehen. Der Morgen war trotz des bereits vorgerückten Spätherbstes mild und ruhig. Während im Walde sich die Blätter schon färbten und niederfielen, standen in dem Garten Bäume und Sträucher noch im frischen Grün. Am Fuße eines Ahornbaumes, dicht von Gebüsch umgeben, hatte sie ein stilles, lauschiges Plätzchen entdeckt, an dem sie unbemerkt manche Stunde verweilte. Gleichsam ringsum abgeschlossen von der Welt konnte sie hier ungestört träumen und das Ziel ihrer Zukunft in Gedanken immer schärfer abgrenzen und bestimmen. Hier brauchte sie nicht zu befürchten, dem hochmüthigen, sie stets mit einem Ausdruck der Geringschätzung mustern den Blicke der Excellenz oder der vollständigen Gleichgültigkeit des Freiherrn, die für sie noch etwas Verlegenderes hatte, zu begegnen. An dieser Stätte erinnerte sie sich all der Herabsetzungen und Demüthigungen, welche ihr in diesem Hause bereits widerfahren waren, und näherte still den Haß gegen diesen Stolz und Hochmuth und das Verlangen, demselben in gleicher Weise entgegenzutreten zu können.

An das verstaubte Plätzchen begab sie sich auch an diesem Morgen; geraume Zeit saß sie ungestört da, bis sie plötzlich in ihrer Nähe Stimmen vernahm. Ein Gebüsch vorsichtig zurückbiegend, bemerkte sie Frau von Stegentsch und ihre Tochter, welche sich dem Plätzchen näherten und auf einer Bank sich niederließen. Sie waren in eifrigem Gespräche begriffen.

Frau von Stegentsch machte ihrer Tochter Vorwürfe, weil sie gegen den Freiherrn nicht freundlich genug sei.

„Ich habe Dir die Vortheile, welche für Dich aus dieser Verbindung erwachsen, oft genug auseinandergesetzt, und Du bist auch klug genug, dieselben einzusehen,“ sprach sie. „Der Freiherr zeichnet Dich in sichtbarer Weise aus, ich sehe es seinem Auge an, wie gern es auf Dir ruht, er liebt Dich, allein er ist ein eigenthümlicher und leicht verletzbarer Charakter. Wäre Deine Schwester einst freundlicher gegen ihn gewesen, so würde sie sicher die Seinige geworden sein; durch ein einziges kaltes Wort von ihr fühlte er sich verletzt und wandte sich der Tochter des Ministers von Warberg zu, der freilich Niemand den Vorwurf machen konnte, daß sie ihm gegenüber zurückhaltend gewesen.“

„Ich würde freundlicher gegen ihn sein, wenn ich nicht fühlte, wie der Blick seiner Schwiegermutter fortwährend beobachtend auf mir ruht, das macht mich ängstlich und bekümmert,“ entgegnete Feodora. „Ich befürchte, ihr würde eine solche Verbindung am wenigsten angenehm sein.“

„Du befürchtest dies, Kind,“ unterbrach ihre Mutter sie. „Sobald Du die Verlobte Lindens bist, so ist der Einfluß dieser Frau vernichtet, dafür werde ich Sorge tragen.“

„Und wenn dies nun doch nicht der Fall wäre?“ warf Feodora ein. „Ich fürchte sie. Trotz aller Freundlichkeit, mit der sie mir entgegentritt, liegt in ihrem Auge etwas Kaltes, Berechnendes und Herrschsüchtiges.“

„Du hast recht, allein Du kennst Linden zu wenig,“ fuhr Frau von Stegentsch fort, „er selbst wird nicht dulden, daß sie länger im Hause bleibt, wenn Du die Seinige bist. Jetzt kann er sie leider nicht entbehren, der Kinder wegen, allein unter ihrem herrschsüchtigen Charakter leidet auch er. Er hat mir dies ziemlich unverhohlen gesagt. Du mußt Dein Auge fest auf die Zukunft richten und Dich nicht durch solche thörichte Gedanken beirren lassen; als Lindens Gattin gewinnt Du eine Stellung, um die Dich Tausende beneiden werden. Ich wünsche dies doppelt, um an der herrschsüchtigen Frau, die mir einst so großes Leid zugefügt hat und deren jegige Freundlichkeit mich nicht zu täuschen vermag, Vergeltung zu üben.“

(Fortsetzung folgt.)

Anastasius Grün.

Ein Erinnerungsblatt von P. v. Radics.

„O goldner Stern der Liebe, wie steigt du so herrlich auf.“

Fünf Monate, nachdem der greise „Sänger der Freiheit und der Liebe“ sein siebenzigstes Geburtsjubiläum feierte, trat der Tod am 12. September mit vernichtender Gewalt in sein schöpferisches Leben und nahm ihm die Feder aus der Hand, da er eben noch Sorge trug, die Ausgabe seiner neuen Gedichtsammlung, „In der Veranda“, vorzubereiten.

Die Freundengröße von Nah und Fern zum Jubelfeste haben sich in wehmüthige Totenklagen um ein Leben, das, wenn es auch lange währe, dennoch nur allzu früh dahin ging, gewandelt. Doch Dichter sterben niemals, und hier möge ein frisches Erinnerungsblatt aus dem reichen Kranze des Tiefbetrauertem mit lebendigem Wort zu uns reden. Die durch des Sängers Muse verkörperte Frauen, die historischen und die idealen, wie seine Leier sie besang, wie seine kunstvoll schöpferische Hand sie aus dem tönenden Erz der Geschichte mit aller Meisterhaftigkeit zu unvergänglichen Denkmälern herausgestaltet hat, sollen als die Mahnen jener Unsterblichkeit an unserm Geiste vorüberziehen.

Anton Alexander Graf Auersperg (Anastasius Grün) ist geboren am 11. April 1806 zu Laibach, der Hauptstadt des Herzogthums Krain. Der Knabe genoss die erste Erziehung im Hause seiner trefflichen Eltern und namentlich unter der Leitung der Mutter, einer nach jeder Richtung hin ausgezeichneten Frau. Ein Kreis holden und edler Frauen — die Damen des Hauses Auersperg sind eben so bekannt ob ihrer Schönheit, wie ihres milden Sinnes — umgab das erste Erdenwallen unseres Dichters. Eines seiner schönsten und stimmungsvollsten Gedichte verdankt diesem Kreise seine Entstehung, das bekannte Gedicht „Das Blatt im Buche“, das man wieder und wieder gern liest.

Ich hab eine alte Mähme,
Die ein altes Nüchlein hat,
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes düres Blatt.

So dürr sind wol auch die Hände,
Die einst im Lenz ihr's gedüht,
Was mag doch die Alte haben?
Sie weint, so oft sie's erblickt.

Aus demselben Kreise malte Anastasius Grün „das Familiengemälde“, wo Großvater und Großmutter sitzen im Gartenhag und „die Arme verschlungen“ haltend, „ruhen er und die Geliebte dabei“.

Stumm blickte auf's junge Pärchen
Das alte stille Paar,
Des Lebens Doppelspiegel
Stand vor uns licht und wahr.

Sie sah'n uns an und dachten
Der schönen Vergangenheit,
Wir sah'n sie an und träumten
Von fernem künftiger Zeit.

Die „Blätter der Liebe“, auf denen unter vielen anderen auch diese beiden Gedichte zu lesen, er beschrieb sie in den Jahren 1825 bis 1829. In diesem Zeitraume studirte Graf Auersperg in Wien und gehörte hier dem Vereine jener Männer an, die in dem öffentlichen Club des „silbernen Kaffeehauses“ — geheime Zusammenkünfte hatte die Polizei bitter verfolgt — ihre Versammlungen hielten, wo sich alles traf, was auf Geist und Freiheitsstimm Anspruch machte. Hier verkehrte der junge Graf mit allen den bereits bekannten und den später zu Namen gelangten „Größen“ der Literatur und Kunst Oesterreichs: mit Grillparzer, Lenau, Seidl, Bauernfeld, Feuchtersleben, Deinhardstein, Jedlick, L. A. Frankl, Leitner, Vogl u. A., mit den Malern, Musikern und Schauspielern, mit Schwind, Denhauser, Löwe, Raimund u. s. w. u. s. w. Die Ferienmonate brachte Auersperg auf der „Herrschafft“ seiner Eltern in Thurn-am-Hart in Unterkrain, einem prachtvollen, alterthümlichen Schlosse, zu, das ein weiter (heute im englischen Stile angelegter) Park umgibt und wo eine schon damals ziemlich reichhaltige Bibliothek (von Anastasius Grün im Laufe der Zeit verdreifacht) schon dem wissensdürstigen Jünglinge die Muße, die ihm ein reger, vertrauter und inniger Verkehr mit der Natur im „Erntemonate“ übrig ließ, in der besten Weise auszufüllen geeignet war.

Dieser Periode im Leben des Dichters gehören die herrlichen Poesien: „Mannesthräne“, „Neue Liebe“, „Zweite Liebe“, die Serie: „Ein Friedhofstranz“ u. A. an, zu denen das junge Herz von den Huldinnen Krains und Wiens, die in der Schönheitsgalerie Oesterreichs um die Palme ringen, die mächtigste Anregung gewann.

Die „Saison“ und die wiedergeöffneten Pforten der „Schule“ führten den jungen Cavalier Jahr um Jahr wieder in die Residenz und das ob seiner keineswegs latenten „Freiheitssträume“ von den Hochbornes'scheel angesehene Mitglied der höchsten Aristokratie des Reiches in die Salons, vor Allem in den Salon des Kanzlers Metternich, der ja bekanntlich im engen Bannkreise seines Hauses die Freiheit und ihre Apostel mit seinem Schutze umgab.

In den „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ hat Anastasius Grün dann jene Salonscene geschaffen, an deren Schlusse er Oesterreichs Völker an den „Mann des Staates“, an den „Mann des Rathes“ die flehentliche Bitte richten läßt: dürft ich wol so frei sein, frei zu sein?

So denkt der für die Freiheit erglühte junge Aristokrat, da

die Girandolen flammen im geschmückten Saal,
Im Krystall der hohen Spiegel quillt vertausendbacht ihr Strahl,
In dem Glanzmeer rings bewegen, schwebend fast und feierlich,
Atheismüthige Matronen, junge, schöne Damen sich.

Zu der frischen, freien Luft, die aus den „Spaziergängen“ und aus dem „Schutt“ den „Schöpfer“ selbst erquickend und erfrischend umwehte und die immer stärker und stärker um die Häupter zog, je näher die Zeit der Erfüllung nahte, mochte wol dem Dichter der Aufenthalt in dem alten, dumpfen Gemäuer des von „Mantehordon“ und „Censoren“ umfangenen Wien nicht länger passen und er zog sich in die freien Berge der grünen Steiermark. Hier vermählte er sich 1839 mit Marie Gräfin von Attems, der Tochter des Landeshauptmanns, einer der reichsten Erbinnen der Steiermark, die zur Wittig u. A. eine mit einer Anzahl Tausender Noten gefütterte Haube erhielt. Hier hatte bis zu seinem Ende Anastasius Grün seinen bleibenden Wohnsitz in der reizenden Marktstadt Graz, wo er sich in der Elisabethstraße ein schönes Palais erbaute, und von wo er nur zu den Sitzungen des Herrenhauses des österreichischen Reichsrathes, dessen Mitglied er war, nach Wien kam oder Sommers über sich auf sein schon genanntes väterliches Schloß Thurn-am-Hart zurückzog.

* * *

Der innige und treuerhige Umgang, den Anastasius Grün mit den Alpenbewohnern der Steiermark und Krains gepflogen, er spiegelt sich hell und klar in seinen Dichtungen und zwischen den Reifengestalten im Lodenwams, „auf dem Hut die Schildhahnfeder“, guckte die dralle Kleplerin hervor, rothbackig und muntern Auges.

„Der Sennerin Heimkehr“ führt uns farbenprächtigt und lebenswahr ein Blatt aus der reichen Mappe seiner Alpenstudien vor.

Hörst, was erklingt vom Berge
Wie voller Glockenklang?
Was tönt zum Thale nieder
Wie süßer Brautgesang?

Das ist mit ihrer Herde
Die junge Sennerin,
Die von den Alpen nieder
Zur Heimath wallt dahin.

Sie begrüßt, im Dorfe angekommen, die Mütterlein und die Dirnen und klagt, daß sie den ganzen langen Sommer oben geseffen ganz allein.

Sie grüßt die Burschen alle
Mit heitrem Angesicht,
Nur einen und den schönsten,
Den grüßt sie eben nicht.

Nicht scheint es ihn zu grämen,
Und lächelnd läßt er's geschehn.
Er hat wol auch die Schöne
So lange nicht gesehn?

Er trägt ein grünes Hütlein,
Umfümt von Rosen dicht —
Er, solche Alpenrosen
Im Thale blühen sie nicht!

Wir sind im Dorfe!

Da naht der Hochzeitsszug, wie ihn Anastasius Grün im „Pfaften von Rahlberg“ mit wenig Strichen so meisterhaft charakterisirt.

Zur Kirche geh's; langsam bewegt
Ein Karren sich, der allerlei
Hausrathes und ein Wieglein trägt.

Ein Pfeifer schreitet vor dem Reigen,
Die Schwegelpfeife freischt mit Macht.

Das Brautpaar naht — welch herrlich Paar,
Der Stranz am Hut wirft böse Schatten
Auf's Antlitz doch des künftigen Gatten;
Ist in des Bräutchens Lodenhaar
Der Kranz so schwer, daß seine Schwere
Ihr schönes Haupt zu Boden lehre?
Am Busenstrauß die Perlen rein,
Sind's nur der Morgenthauelein,
Der Heimathfluren Abschiedsähre?

Die Conuenienz, dem „Landesfürsten“ bei seinem Besuche des „Ortes“ das schönste Brautpaar vorzuführen, hat eine unglückliche Braut mehr geschaffen.

Das Linnen, das der Krämer in selbem „ländlichen Gedicht“ anbietet, in das sich eine Jungfrau mit einer unglücklichen Liebe im Herzen „die eignen Lebensfäden wob“, das Nüchlein aus Seide mit Blumen wunderbar, das sie sticte und „mit Thränen begoß“, auf daß „diese Blüthen üppig sprossen“ konnten — sie führen zur Moral:

Mit Nadel und Garn webt Frauenhand
In Seid' und Linnen ihr Tagebuch,
Manch süßestes Räthsel barg solch Tuch,
Das nur, die's schrieb, zu lesen verstand.

Zum heiteren, ruhigen Gegenstücke läßt uns der Dichter in die Bauernstube treten. Da schaut vom „andern Stubenende“ „der grüne Kackelosen prächtig“ und es sitzt Hausmütterlein am Kofen

Und dreht das Rad und spinnt und spinnt.
Zwei Töchter schmiedeten gelind
Zum Tanz Haarflechten sich und Locken;
Blühweis ein Schleier drüber wallt
Wie Blüthenflur der Weibsborden.
Die Silbernadel gibt ihm Halt,
Dem Goldring sich die Finger strecken,
Hausmutter spinnt, rauh ist die Hand
Und grober Jwitz des Leids Gewand;
Der alte Dorn wird dürr und hart,
Auf daß die Knospen blühen zart,
Die lebensmüde zitternde Hand
Webt noch dem Kind ein schmückend Band.

Die Epoche der „ausdauerndsten und erbittertesten Kämpfe“ mit den Türken (im 16. und 17. Jahrhundert) ist — wie Anastasius Grün im Vorworte zu seiner Uebertragung der (stabilen) „Volkslieder aus Krain“ schreibt — der Glanzpunkt der krainischen Landesgeschichte; ihr gehören alle poetischen Erinnerungen an, ihr die Entwicklung eines eigenthümlichen kriegerischen Volkslebens und somit auch eines selbstständigen Volksliedes. Und in dem Volksliede spielt das Weib jene hervorragende Rolle, die es in den Kämpfen selbst als heldenmüthige Bertheidigerin des heimathlichen Herdes, als Rächerin des Vaters, der Brüder und des Liebsten gespielt.

(Schluß folgt.)

Der Wittwer.

(Siehe die Illustration.)



Nehn Jahre war sie mein höchstes Glück,
Nehn schöne, sonnige Jahre:
Nun blieb ich allein auf der Welt zurück
Und sie — sie liegt auf der Bahre.
Es schimmert der Kerzen gelichter Kreis,
Wir brennen die Augen, die nassen —
Mein Weib! ich hab dich geliebt so heiß:
Wie konntest du mich verlassen?

Nehn Jahre hat mein Himmel gebaut
Wie deine Augenirne;
Nehn Jahre trank ich der Liebe Laus
Von deinen Lippen wie gerne!
Nun liegt mein Himmel begraben in Nacht,
Es schloß sich dein Mund, der bleiche,
Und gramvoll halt ich die Todtenwacht,
O Gott! bei deiner Leiche.

Vor mir im Bettchen jauchzt mein Kind —
Es gelbt mir in den Ohren:
Laß sinken die Nerven und schlaf geschwind,
Du suchst, was ewig verloren.

Der Duell ist leer, und die Hand zu schwer,
Die dich vom Tod noch gestreiftelt —
Mein Kind, mein Kind, nun fühlst du nicht mehr,
Wie eine Mutter schmerzelt.

Verwünschte Kerzen! sie schimmern heraus
Wie Weihnachtstuden-Gefunkel;
Ich wollt', die Sonne löschte aus:
Es weint sich besser im Dunkel.
In die Nacht, in den Sturm, der den Wald zerreißt,
Nächt' ich die Seele tauchen. —
Komm, Knabe, bete soviel du weißt;
Wir können es alle brauchen.

Pathe Hinkesfoot.

Eine Dorfgeschichte von Villamaria.



Am Horizont war die Sonne hinter den waldgekrönten Bergen versunken und die Dämmerung hüllte die Hügelketten und das am Fuße des Berges einsam liegende Dörfchen in Schatten.

In einer der kleinen Hütten hatte ein Mann mit Nadel und Faden gar emsig gearbeitet.

„Fertig . . .“ sagte er jetzt halblaut und mit dem Ausdruck der Befriedigung, während er den Faden abschchnitt und die Scheere und den Fingerhut in das Körbchen neben sich packte, indem er hinüber nach dem am Himmel schimmernden goldenen Abendwölken blickte.

„Es ist Zeit!“ murmelte er, langte einen großen Schlüssel von dem Querbalken der niederen Decke, griff nach seiner Belzklappe und schritt der Thür zu; schon die Hand auf dem Drücker, wandte er sich noch einmal in das Stübchen zurück.

„Da hatt' ich bald mein Herzblättel vergessen,“ sagte er lächelnd in dem halblauten Selbstgespräch, das ihm, dem Einsamen, zum Bedürfnis geworden; „was würde das Maibli gesagt haben, wenn der Path Franzl an ihm mit leerer Hand vorübergegangen wär . . .?“

Mit diesen Worten öffnete er die kleine Thür des riesigen Kachelofens und nahm einen gebrauchten Apfel aus der Nöhre, den er vorsichtig in die Tasche seines Wamses barg. Hierauf verließ er die Hütte und schritt die Straße hinab der kleinen Dorfkirche zu, um dort seines Amtes als Glöckner zu warten. Bald darauf tönten die Klänge der Abendglocke.

Als das Geläute verklungen, eilte Franzl in die Hütte zurück, doch war er nicht in stiller, sanfter Verfassung wie sonst, sondern störrisch und ungeduldig trat er ein, warf die Thür klirrend in's Schloß, die Belzklappe auf den Boden und setzte sich auf die Ofenbank, drückte das Gesicht in beide Hände und stützte die Ellenbogen auf die Knie. So saß er stumm, vornüber gebeugt, wie überwältigt von heftigem Weh und sein Athem kam keuchend, wie aus schmerzgequälter Brust.

Plötzlich tönte ein helles Stimmchen draußen: „Gieb mir einen Bratapfel, Hinkesfoot, einen Apfel!“ Er sprang auf, wie von der Tarantel gestochen, und trat zum Fenster. Im Mondlicht stand ein kleines Mägdlein und nickte zu ihm hinauf, und streckte bittend die Händchen aus.

Aber er, der diese Händchen täglich mit seinen sorglich geparteten Schätzen füllte, er stieß jetzt heftig das Schiebfenster auf und rief mit zornbebender Stimme: „Fort, fort, und komm mir nie wieder vor die Augen!“ Erschreckt und ungewiß ließ das Kind die Hände sinken; da jedoch der drohend ausgestreckte Arm unverwandt nach derselben Richtung wies, eilte es betäubt den Weg zurück, den es soeben gekommen war. —

Eine stille, klare Herbstnacht lag über dem Dörfchen und in sanftem Schlummer ruhten dessen Bewohner. Nur Einer wachte und blickte wehmüthig in die mondelle Landschaft hinaus. Franzl war's, der am Fenster seines Stübchens stand und hinüber schaute nach dem fernen Fliederhag, an der Grenze des Wiesengrundes, wo er vor acht Jahren, bitteren Trennungsschmerz im Herzen, gestanden und sein schönes Anneli in den Armen gehalten hatte.

„Gelt, Du bleibst mir treu, Anneli, ich könnt's nimmer ertragen, wenn Du derweil einen Andern nähmest.“

„Was denkst, Franzl,“ hatte sie darauf mit Thränen in den Augen gesagt. „Ich mag halt nur Dich allein; wenn Du wiederkommst, machen wir Hochzeit, und kommst Du nimmer wieder aus dem bösen Krieg, nehm' ich doch keinen Andern und weine mich tod.“

Dabei hatte sie das silberne Herz an der Granatschnur von ihrem Hals genommen und es ihm umgehängt. Treu hatte er's getragen bis zu dieser Stunde. Er zog es jetzt hervor und legte es neben sich auf das Fensterbrett, wo es hell im Mondlicht glänzte — aber Die, die es ihm einst gegeben, was war aus ihr und ihrer Treue geworden? —

Nach Jahresfrist kehrte er, zwar lebend wol, doch mit einem lahmen Fuß und die Brust geschwächt aus dem Kriegslazareth zurück. Sein Anneli war ihm jauchzend entgegengeeilt, als sie aber den lahmen Fuß sah, schrie sie laut auf und ihr schönes Antlitz erblaßte, mehr vor Schreck, als vor Schmerz. So hatte sie sich den Franzl nicht gedacht — er hingegen aber fühlte nichts als das Glück, wieder bei seinem Anneli zu sein.

Als er aber dann von „Hochzeit“ sprach, meinte die Mutter, er solle nur erst gesund werden, denn so taugte er doch nicht in einen Haushalt; auch preßte es ja nicht damit, hätten sie doch jetzt den Hannjob, einen gar braven Knecht, der die Wirthschaft in Stand halte wie der Vater selig — und der Franzl nickte betrübt. Ja, recht hatte sie, er mußte es selbst einsehen; aber nun wollte er auch gesund werden, daß er im Frühjahr sein Anneli zum Altar führen könne. —

Die Nacht durchwachte er sinnend, und am andern Morgen, als noch der Thau im Grafe funkelte, verschloß er seine Hütte, trug den Schlüssel zu seiner verheiratheten Schwester und schritt an seinem Stabe langsam am Fliederhag vorbei, den Wiesenspfad entlang, den Bergen zu.

Abend war es, als er endlich müde und schmerzgequält die Stadt und das Haus des weitberühmten Arztes erreichte. Der Ausspruch, den er von diesem vernahm, enthielt nicht viel Tröstliches. Franzl jedoch war hoffnungreich, und so blieb er in der Heilanstalt und unterwarf sich muthig der schmerzhaften Kur — um Anneli's willen.

Dahin mußte ihn Niemand. Vater und Mutter waren ihm längst gestorben, die einzige Schwester verheirathet und Saat und Ernte hatte die Gemeinde für ihn bestellt, während er noch im Kriege war. So konnte er den Winter über, ohne Schaden zu erleiden, fern sein. Im Frühjahr wollte er mit geraden, festen Gliedern zurückkehren — und dann sollte die Hochzeit sein!

So hoffte er's und so hatte er's dem Anneli geschrieben. — Es kam der Winter; die Bergpfade waren verschneit

und Niemand aus dem fernen Dörfchen besuchte die Stadt. So hörte Franzl denn auch nichts von seiner Heimath; er liebte, glaubte und hoffte und war indeß voll Fröhlichkeit, weil sich sein Zustand von Tag zu Tag besserte und der kranke Fuß dem gesunden an Kraft fast gleich kam.

Endlich ward es Frühling und er durfte heim! Daß die Kurkosten sein kleines Verösthum tief verschuldet, betrübte nicht seinen hoffnungsreichen Sinn; in fleißiger Arbeit sollte es schon wieder frei werden. So sah er nur Glück und Freude auf seiner Bahn.

An einem warmen Frühlingsabende brachte ihn das Gefährt des Doctors genesen in die Heimath zurück. Am Fliederhag ließ er halten und stieg ab. Unerwartet wollte er vor sein Anneli treten und zu ihr sprechen: „Da hast jetzt Deinen Franzl wieder, gerad und gesund wie ehemals!“ Vorsichtig schlich er auf einem Umweg dem Dorfe zu, daß Niemand ihn gewahre und sein kommen verrathe.

Jetzt hatte er den Pfad hinter seinem Gärtchen erreicht; er blieb stehen und warf einen schnellen Blick über die Hecke. Das Unkraut wucherte üppig auf Beeten und Gängen und in dem jungen Laub der Obstbäume schrien hungrige Spazier; ihm aber dämmte es, als blühten Rosen ringsumher und die Nachtigallen fängen in den Büschen.

Er schritt der grünenden Hecke zu, die Anneli's Garten umsäumte. Lautes Gelächter und fröhliches Stimmengeschwirr drang an sein Ohr — es waren also Gäste da, vielleicht der Dhm und die Waise von jenem der Berge, die alljährlich im Frühjahr auf Besuch kamen. —

Nun das verschlug nichts, da konnten sie Alle mitsammen sehen, daß er nun gerad' und gesund sei, und er konnte sie gleich zur Hochzeit laden.

Eiligen, aber leisen Schrittes näherte er sich der Gitterthür, die das grünende Gebüsch fast verdeckte; schon krümmte er den Finger, um den Riegel zurückzuschieben, als er Schritte auf dem Kiesweg hinter der Hecke vernahm. . . . er hielt den Athem zurück — wenn es Anneli wäre! — Ja, wahrlich sie war es! Zwar sah er sie nicht vor dem dicht überhängenden Gesträuch, aber so schnell und zielich war nur ihr Schritt.

Noch hielten seine Lippen den Jubelruf zurück; die Schritte näherten sich jetzt der Thür: wenn Anneli sie öffnete, mußte sie ihrem Franzl gerad' in die Arme laufen. Sie trat jedoch nicht heraus, setzte sich vielmehr auf ein Bänkchen unter den Büschen, wo sie so manchmal mit ihm gesessen, und jetzt hörte der Franzl, daß sie nicht allein sei. Vielleicht war die fremde Waise bei ihr — nein, der Lauscher draußen erkannte sie an der Stimme — es war das Grethel, des Schulzen junge Frau und des Anneli liebste Kameradin.

„Wenn er's nun hört, so krank wie er ist, er hatt' am Ende den Tod davon,“ sagte sie in mitleidigem Tone.

„Ja, siehst Grethel, ich kann nichts dran ändern,“ entgegnete Anneli mit einem leisen Aergern in der Stimme, „ich kann doch nicht dafür, daß er krank ist und alleweil noch arm und verlumpt dazu . . .“

„Nun freilich, aber ich mein', Ihr hättet es ihm müssen zu wissen thun.“

„Ei,“ sagte Anneli ungeduldig, „Unglück erfährt Eins allemal noch immer früh genug.“

„Ich hatt's doch nicht gethan,“ beharrte die junge Schulzin in ihrer ehrlichen Weise, „er kann wol noch gesund und das Bissel Hypothek auf seinem Häufel hatt' er bald wieder abgearbeit' — er war allezeit ein fleißiger Bub, der arme Franzl.“

Hinter ihnen knisterte es in den Zweigen. Anneli achtete dessen nicht in ihrem Aergern über der Freundin Worte.

„So, meinst'“ grollte sie, unmutig über den Tadel, „der Doctor hat's der Mutter gesagt, als sie heilings* drüber bei ihm war, das Bein würd' immer schwach bleiben, und arbeiten in Feld und Wald, wie's unsereins müsse, könne er nimmer wieder — nun sag', was sollt' ich dann mit dem Hinkesfoot?“

Draußen aber stand der Franzl mit schneebleichen Wangen; nun hob er die zitternde Hand und strich sich über die feuchte Stirn, als könne er damit das Entsetzen von sich jagen. Die Beiden auf der Bank vor ihm sprachen weiter mitsammen, aber nach diesem letzten, grausamen Wort achtete er es nicht mehr. . . .

War's denn auch wirklich sein Anneli? — Nein, nein es konnte nicht sein! Er schob mit zitternder Hand die Zweige auseinander, und schaute nach der Bank. . . . Ja, ja, sie war es! Dort saß sie dicht vor ihm, schöner, als er sie je gesehen, das silbergeschnürte Nieder mit einem Rosmarinzweiglein geziert und auf den goldschimmernden Böpfen — die hohe Brautkrone.

Und drüber im breiten Steg lachten und scherzten die Kranzjungfern, und nun trat aus der laubgeschmückten Hausthür zwischen dem Lehrer des Dorfes und seinem Schulzen — der Hannjob — der Bräutigam, kenntlich an dem mächtigen Strauß vor der Brust und dem bändergeschmückten Hut.

Sie bogen in den Steg ein, der zur Gitterthür führte — sie suchten wol die Braut. Der Franzl aber meinte, sie hätten ihn erkannt und wollten ihn nun, den Hochzeitsgästen zu spöttischem Zeitvertreib, in den fröhlichen Kreis ziehen — ihn, den Hinkesfoot. . . .

Er warf einen letzten Blick auf das schöne Antlitz, das nun ein Andern sein Eigen nannte, dann ließ seine Hand die Zweige los, und unhörbar, wie er gekommen, schlich er von dannen.

Er wollte fort aus dem Dorfe, aus dem Land, aus der Welt, wenn's möglich wäre — aber nur wenige Schritte noch trug ihn seine gebrochene Kraft. Wandend erreichte er die Pforte seines Gartens; sterbensmüde schleppte er sich durch die überwachsenen Gänge und stand nun an der Hinterthür seiner Hütte. Rechts in der Lute des leeren Hühnerstalls hing der Schlüssel an dem Nagel, an dem er ihn selbst verwahrt hatte; er war verrostet und freijichte, aber er schloß die Thür, und Franzl tastete sich durch den dunklen Gang nach dem Stübchen. Es war Alles noch wie früher; nur für ihn war Alles, Alles gewandelt!

Dort stand das Bett mit den gestreiften Vorhängen, in dem sein Mütterlein gestorben, nachdem sie ihn so liebevoll gesegnet, und in welchem er dann so oft sorgenlos und von goldnem Traum umspielt, geschlummert hatte — jetzt war der Traum zerronnen!

* heimlich.

„Hinkesfoot!“ Er lachte laut auf, daß es gespenstlich aus der dämmrigen Ecke hinter dem großen Kachelofen wiederhallte. Es schien ihm, als ob Tisch und Sten sich um ihn drehen, mit ausgestreckten Armen wankte er der großen Bettstatt zu und sank darauf nieder. Dunkel und schwer senkte sich's von der niederen Decke auf ihn herab und legte sich erstreckend auf seine Brust. „Das ist der Tod,“ dachte er, „Gott sei Dank!“ und er lächelte voll Freude — dann vergingen ihm die Sinne. —

Als er die Augen wieder aufschlug, schien die goldne Sonne ins Stübchen; seine Schwester stand vor ihm und grüßte ihn herzlich, denn sie wählte ihn eben erst heimgekehrt und nur von der Ermüdung hier ruhend.

„Ei, bist schon da, Franzl,“ rief sie, „grad wollt' ich Dein Stübchen kehren und lüften auf die Heimkehr. . . . Weißt auch schon,“ fuhr sie stöckend fort, „daß gestern Hochzeit war?“

„Dem Anneli seine, ja, ich weiß!“ sagte er ruhig und wandte das Gesicht ab.

„Und Du redst gar nichts von dem Unrecht, daß sie Dir angethan?“ fragte sie erstaunt.

„Was sollten sie mit dem Hinkesfoot?“ entgegnete er bitter lächelnd; „es hat eben nicht sein sollen — red' nicht mehr davon, Christel!“

Und sie schwieg. Sie sah es wol an seinem bleichen Gesicht und an seinen traurigen Augen, daß ihm der Gram im Herzen saß, aber sie konnte nicht helfen, und so rührte sie nicht mehr an seinen Schmerz; es that es auch keiner der Andern, sie bedauerten alle den braven Burschen, doch schwiegen sie. —

Der Doctor behielt leider Recht. Franzl's Fuß erstarrte nimmer zu voller Kraft und mit dem Schaffen in Feld und Wald war's vorüber. Der Schwager pflanzte ihm seine wenigen Acker und mähte seine Wiese, aber der Ertrag reichte selbst nicht für Franzl's bescheidene Bedürfnisse aus. So griff er denn zu des seligen Vaters Kunst zurück, die er einst — ein heißblütiger Knabe — nur mit Widerwillen sich zu eigen gemacht: er entschloß sich, den Bauern die Hochzeittwämmer und ihrer Frauen Röcke und Nieder zu fertigen, wie es sein Vater selig gethan, und als es die Christel ihren Bekannten vertraut hatte, strömte ihm die Kundschaft des ganzen Dorfes zu. —

So saß er denn von nun an Tag für Tag an dem kleinen Fenster, das vom Dorfe abgewendet, den Blick nach den Wiesen gestattete, stichelte emsig darauf los und träumte dabei wol manchmal „den Traum vergangener Tage“. Die Schwester brachte ihm die Mittagssuppe und räumte dabei das Zimmer auf.

Der alte Glöckner starb und der Pfarrer, der dem Franzl immer wohl gewollt, übertrug ihm das frei gewordene Aemtschen. Seitdem läutete er in der Morgenfrühe und zur Dämmerzeit die Betglocke, läutete Sonntags zur Kirche, den Brautpaaren zur Hochzeit und den müden Pilgern zum letzten Gang. Nach einigen Jahren war sein Häuschen wieder schuldenfrei. —

Abermals ward es Lenz — da stürzte eines Tages Christel so eilig in das stille Stübchen, daß sie fast die Mittagssuppe verschüttet hätte.

„Weißt schon, Franzl,“ sagte sie schier athemlos, . . . „aber nein, Du kannst halt nichts wissen, geht doch Dein Fensterle nach den Wiesen raus — nun denn, dem Anneli sein Mann, dem Hannjob, sind die jungen Gäule durchgegangen und haben ihn zu todt geschleift, und als sie die Leiche dem Anneli in's Haus gebracht, ist sie vor Schreck in die Krämpf verfallen — schau, das ist Gottes Strafe!“

„Schweig, Christel,“ herrschte der Bruder sie zornig an, daß sie erschrocken verstummte.

Er rührte diesmal die Suppe nicht an und seine Hände zitterten so heftig, daß sie sich vergebens mühten, den Faden in die Nadel zu bringen. Christel ging endlich, und in dem Stübchen ward es schlummerstill. Der Rod, an dem Franzl vorher so emsig gestickelt, glitt unbeachtet zu Boden; er stützte das Kinn in die Hand und schaute mit düstrem Auge hinüber nach dem Fliederhag am Wiesengrund — da klang wieder die Hüttenthür, und als er die Augen hob, stand vor ihm die junge Schulzenfrau mit rothgeweiteten Augen.

„Gelt, Franzl, das kam schnell,“ sagte sie mit schmerzgedämpfter Stimme, „Du mußt die Todtenglocke läuten, aber laut' noch einmal so lang als sonst — denn es sind zwei Todte“. . . . Sie schluchzte laut auf und verhüllte ihr Gesicht mit der Schürze, und Franzl meinte, sein Herzschlag stünde still. Er faltete angstvoll die feuchtkalten, zitternden Hände und starrte stumm mit todtblassen Lippen zu der jungen Frau hinüber; sie nahm endlich die Schürze von den Augen.

„Ja, Franzl,“ sagte sie, als sie in seine traurigen Augen sah, „Dein Anneli ist tod; sie hat noch das arme Würmle zur Welt gebracht und dann war's vorüber — der Schreck bei den Umständen hat ihr's Herz abgestoßen.“

Franzl sprach kein Wort und Grethel fühlte in ihrem einfachen Sinn, daß hier kein Trostwort helfen könne; sie legte nur sanft ihre Hand auf seine Schulter und sagte weich: „Weine Dich aus, Franzl, wein' Dich aus — ich verplaudre es nicht — und dann geh' und läut' für das arme Anneli und seinen Mann.“ —

Sie waren Beide in ein Grab gesenkt worden und Franzl hatte dazu geläutet, aber die Schläge waren so unregelmäßig erklingen, als zöge eine müde Greisenhand das Glöckenseil; dann ging er ins Trauerhaus, an dem er das ganze Jahr über in weitem Bogen vorübergeschlichen.

Anneli's Mutter hatte in ihrem Herzeleid das Grethel zu ihm gesandt, denn der Gedanke, ihr Unglück sei uners Herrgotts Strafe wegen des Franzl, nagte unaufhörlich an dem Herzen der gebeugten Frau.

„Ich zürn' Euch nimmer, Was,“ versicherte der Franzl, mit einer Thräne in seinen guten Augen, „glaub't's nur, Ihr habt ja gar kein Unrecht gethan. Ihr könntet mich armen Tropf eben nicht brauchen, und drum habt Ihr mir das Anneli nicht geben können. — Zeigt mir nur das Würmle, ob's seinem Mütterle gleicht.“

Grethel brachte ihm das Kind und legte es in seine Arme, und er neigte den Kopf tief über das schlummernde Waislein, daß sie das Zucken seiner Lippen nicht sehen möchten.

Wenige Tage darauf hielt er die Kleine über die Taufe, und als er mit lautem „Ja“ versprach, an Eternstelle für des Kindes Wohlfahrt zu sorgen — da war's ihm, als habe sein armes Dasein jetzt wieder einen Zweck und es lohne sich, weiter zu leben.

Allabendlich in der Dämmerstunde schlüpfte er hinüber in Anneli's Vaterhaus, das Kleine herumzutragen oder es sanft

in Schlummer zu wiegen, und als Klein-Anneli zum ersten Mal die Aermchen nach ihm ausstreckte, lachte er hell auf wie in seiner Jugendzeit.

Ihr erster Weg an der Hand der Großmutter war zum Pathen Franzl, und bald trippelte Klein-Anneli die Dorfstraße hinab und weilte stundenlang im Stübchen des einsamen Mannes, über dessen Herz noch einmal Lenz und Sonnenschein gekommen war.

So waren fünf Sommer friedvoll und ungetrübt über sein und des Kindes Haupt dahingegangen, als am vergangenen Abend sein Glück von einem Todesstreich getroffen wurde.

Er wollte, vom Abendläuten heimkehrend, in Anneli's Häuschen treten, als die Kleine ihm schon auf der Schwelle entgegen sprang: „Haft Du mir einen Apffel mitgebracht, Hinkel-foot?“ rief sie fröhlich an ihm emporspringend und streckte begehrlieh die kleinen Hände aus.

Er sah starr auf sie nieder und meinte zu träumen; aber zum zweiten Male rief das Kind: „Geh, gib mir einen Apffel, Hinkel-foot!“

Da übermannte ihn der Grimm. Er hob die Hand, als müsse er das Kind züchtigen für das grausame Wort, das einst sein Lebensglück zerstört. Doch er ließ die Hand sinken, wandte sich um und schritt eilig zurück in das Dunkel seiner Hütte. Dort zogen die Geister der alten Zeit an ihm vorüber, bis noch einmal von der Straße her das böse Wort an sein Ohr schlug und er in ausleuchtendem Zorne die Kleine von sich schenkte.

Welcher Teufel hatte das Wort aus seinem Grabe heraufbeschworen und auf die unschuldige Kindeslippe gelegt? — Das war es, was den Schlaf von Franzl's Augen jagte, ihn von seinem Lager wieder aufgetrieben hatte und ihm Herz und Hirn in gleicher Weise marterte, während er so in der stillen Herbstnacht am Fenster stand und hinüber schaute nach dem verhängnisvollen Fliederhag, wo er einst so vertrauensvoll Anneli's Liebesworten gelauscht. —

Am folgenden Tage schien die Sonne vergeblich auf Franzl's Fenstersturz — ihn lockte sie nicht dahin; er sah stumm und blaß auf der Ofenbank, als schmerze das grelle Licht seine müden Augen, und die sonst so fleißigen Hände lagen heute lässig auf seinem Knie.

Christel hantirte in ihrer muntern Weise schon vom frühen Morgen an um den Bruder her — war es doch Samstag und darum doppelt und dreifach zu schaffen.

„Wo bleibt denn Dein Anneli heut?“ fragte sie endlich, als die Stunde, in der das muntere Kind sonst seinen Frühbesuch machte, längst vorüber war.

„Weiß nicht!“ entgegnete Franzl einsilbig und beschäftigte sich dann so eifrig mit seiner Pfeife, daß Christel merkte, er wolle nicht reden; so wandte sie sich wieder ihrer Wäsche zu, während Franzl jetzt eifrig darauf los stichelte. Es war so still im Stübchen, daß man das Summen der letzten Herbstfliege hören konnte — da trippelten draußen leichte Füßchen über den Flur, eine kleine Hand griff nach der Klinke, die Thür sprang auf und Anneli steckte ihr frisches Gesichtchen ins Stübchen und fragte zutraulich: „Gelt, Franzlpath, Du bist nicht mehr böse — Anneli darf wiederkommen?“

Es lief wie Sonnenschein über seine Züge — sein Herzblättl, sein Liebling kam wieder, obgleich er sie gestern so herb von sich gewiesen. — Was wußte das unschuldige Kind von seinem Schmerz und von den bitteren Erinnerungen, die jenes böse Wort in ihm weckte . . . irgend ein böshafter oder unbedachter Mund hatte es ihm eingeblasen und es hatte es nachgeplaudert in heller Kinderunschuld. Es leuchtete ihm jetzt sonnenklar ins Herz, und er nickte der Kleinen hellen Auges zu.

Sie trippelte ins Stübchen und hinter ihr der Toni, des Schulzen Bub, ihr treuer Spielgenos.

„Schau, Path,“ sagte sie eifrig, „was der Toni gethan hat — meinem Kind das Bein ausgerissen! Gelt, Path, Du machst es wieder heil?“

Sie hielt dem Pathen das invalide Püppchen hin, und nachdem er es lächelnd betrachtet, nahm er ein Band aus dem Körbchen neben sich und schickte sich an, den Doctor zu spielen, während die Kinder gespannt der Operation zusahen.

„Weißt, Path, mach's auch fest,“ bat Klein-Anneli, „daß es nimmer reißt, bis Sanct Niklas kommt. Großmutterle sagt, wenn's Püpple nicht ganz heil wär', kriegt ich nichts aus Sanct Niklas seinem großen Sack.“

„So,“ sagte der Path lächelnd, „was soll Dir denn Sanct Niklas heuer bringen?“

„Ach, ein neues Püpple,“ rief sie entzückt, „ein Püpple, wie Pfarrers Marietele eins hat. Nein, Path, so ein Püpple

hast nimmer gesehen! Schau nur, Haare hat's, wirkliche Haare — so lang, und die Augen kann's zuthun, wie ich“ — und sie kniff zu deutlicherer Anschauung die blauen Augenlein fest zu. „Weißt, Path, ich bet' alle Abend, daß mir Sanct Niklas auch solch' Püpple bringt.“

Ihre Augen glänzten in froher Hoffnung und der Franzl dächte sich in diesem Augenblick ein ganzer Bösewicht, daß er verwichenen Abend so hart gegen das liebe Kind hatte sein können — aber woher hatte Anneli das böse Wort genommen — er mußte es ergründen!

„So,“ sagte er endlich, „da hast Dein Püpple heil wieder und Sanct Niklas wird nichts merken; aber nun komm, daß ich Dir Dein Aepfle geb' von gestern.“

Die Kleine jauchzte und faßte Franzl's Hand, der aufstand und mit ihr der Thüre zuschritt. Er mußte allein mit ihr sein, daß Niemand seine Frage und ihre Antwort hören könne, drum schritt er mit ihr dem Garten zu, wo sorglich, von seinem Auge gehütet und vom letzten Herbstlaub ver-

Franzl überlegte . . . ja, nun konnte er sich zusammenreimen. Das Gretel hatte wol in traulicher Zwiesprach mit dem Gatten von der Vergangenheit geplaudert und von jenem Gespräch an Anneli's Hochzeitabend, daß er damals an der Gitterthür erlauscht, und der Toni hatte es nach Kinderart aufgefaßt und dem Anneli wiedererzählt — ein Stein fiel ihm vom Herzen und er lächelte beruhigt.

„Das ist ein wüster Name, mein Dirnle,“ sagte er dann, „so mußt nimmer sagen!“

Das Kind nickte treuherzig. „Nein, nimmer sagen,“ wiederholte es, „Du bist ja doch mein bester Franzlpath.“

So war die Freundschaft zwischen ihnen wiederhergestellt und Klein-Anneli gankelte nach wie vor mit den Sonnenstrahlen um die Wette durch Franzl's stille Hütte.

Was hatte er nur jetzt? Er, der seine Hütte nie verließ — außer wenn es den Glocken galt — er schlich den nächsten Tag, als es dunkel geworden, zu Pfarrers Magd und stellte an sie ein geheimnißvolles Gesicht, und das Mädchen lachte und holte darauf aus dem Kinderzimmer einen sorglich in Seidenpapier gehüllten Gegenstand, den der Franzl mit scharfem Auge betrachtete und mit spitzen Fingern hin- und herwandte.

Hatte es ihm das hübsche Mädel mit seinen hellen Augen und rothen Wangen angethan? Der Schulz, der ihn so heimlich aus der Hinterthür des Pfarrhofes schleichen sah, meinte so, aber seine Frau kannte den Franzl besser.

„Was red'st für närrisches Zeug, Mann?“ sagte sie, den Kopf schüttelnd, „der vergißt sein Anneli nimmer!“

Am nächsten Markttag setzte sich der Franzl auf die Kornsäcke, die der Schulz zu Markte führte, und er, der seit sechs Jahren sein Dörflein nicht verlassen, fuhr hinüber nach der Stadt, wo er einst so schmerzreiche Wochen verlebt und lief Straß auf, Straß ab, bis er gefunden, was er suchte.

Einen großen Pappkasten auf den Knien haltend, kehrte er spät am Abend mit dem Schulzen zurück und lächelte nur still zu dessen neugierigen Fragen, aber daheim trug er seinen Schatz in die verborgenste Ecke seines Kammerleins.

Und wenn er nun sein Tagewerk geschlossen, die Betglocke geläutet und seinen gewohnten Abendbesuch bei Anneli abgestattet, kehrte er flugs zu seiner Hütte zurück, schob den Holzriegel vor, verhängte das Fenster mit einem Tuch und begann sein geheimnißvolles Werk.

Er holte den Pappkasten von seinem verborgenen Plätzchen und darauf begann Nadel und Faden ihr Werk in wunderbar zierlichen Stichen und in zarten, nie gesehenen Stoffen, und dabei lächelte der Franzl glücklich wie ein Kind, denn vor seinem inneren Auge stand Klein-Anneli und ihr zukünftiges Entzücken.

Täglich rüdte das Werk weiter vor und endlich kam ein Abend, wo er es vollendet in den Händen hielt, überrascht und entzückt von der nie bei sich gehaltenen Meisterchaft.

Der Christabend kam. Klein-Anneli hatte ihn kaum erwarten können . . . ob unser Herrgott sie wol nicht vergessen würde?

Sie hatte all ihre Spielsachen schön geäubert auf den Tisch gestellt und das Püpplein daneben gelegt; sorglich drehte sie es noch einmal nach allen Seiten . . . der Verband von Franzl's Hand hatte gehalten, St. Niklas konnte wirklich nichts merken.

„Gelt, Großmutterle, ich war brav?“ fragte sie nun schon zum hundertsten Male, während die Alte das Dellämpchen anzündete und dann die Fensterläden schloß. „So red' doch, Großmutterle!“ drängte sie, die Alte am Kocke zupfend.

„Na, Dirnle, wenn Du noch braver gewesen wärst, könnt's nix schaden!“ sagte die Alte mit heimlichem Lächeln.

„Willst Du das Sanct Niklas sagen?“ forschte die Kleine ängstlich.

„Er freilich, wenn er fragt; er geht ja in den Himmel zurück und erzählt alles unserm Herrgott, und den dürfen wir doch nit anlügen!“

Von Anneli's Lippen löste sich ein tiefer Seufzer und allerlei unliebame Gedanken mochten durch das kleine Köpfchen ziehen, als sie besorgt auf ihr Püppchen blickte.

Jetzt stapfte es laut draußen auf dem Gang und nun ertönte das dreimalige wohlbekannte Pochen. Anneli fuhr zusammen; sie faltete die Händchen und das kleine Herz begann stärker zu klopfen, während ihre Blicke sich mit ängstlicher Spannung auf die Stubenthür richteten.

Nun wurde sie von außen geöffnet und über die Schwelle schritt St. Niklas, der Heißersehnte und heimlich Gefürchtete.

(Schluß folgt.)



Der schlafende Wächter. Originalzeichnung von Laupheimer.

borgen, die Aepfel hingen, die er eigens für sein Herzblättl aufsparte.

„Guck, Toni,“ sagte er zu dem voranspringenden Buben, „dort am Hühnerstall lehnt die Leiter; steig' nauf und lies die beiden schönsten Aepfel aus, aber nit mehr, hörst“ — sie sollen langen bis zum Christtag.“

Toni lief davon und er war mit der Kleinen allein. „Komm, mein Dirnle,“ sagte er zärtlich wie eine Mutter, „da hinten im Eck stehn noch ein paar Aestern, die pflückst derweil für Dein Großmutterle.“

Das Kind lief vergnügt voraus, und er folgte ihr gemächlich; es kniete schon mit seinen nackten Füßchen auf dem bereiften Boden über den schönen Blumen, der Kälte nicht achtend.

„Hör, Anneli,“ begann Franzl mit gedämpfter Stimme, als er sich außer Hörweite wußte, „warum hast mich verwichenen Abend ‚Hinkel-foot‘ geheißen?“

Die Kleine sah zu ihm auf, als müsse sie sich erst bestimmen. „Er weißt, Path,“ plauderte sie dann munter, „das war der Toni, der jagte, derweil Du zum Läuten gehst, Du wärst gar nit der Franzlpath — Du wärst der ‚Hinkel-foot‘. Verwichen in der Dämmer hat's sein Mutterle seinem Vater gesagt . . .“

Der Damen-Reitanzug.



as Reiten der Damen ist in den letzten Jahrzehnten in England sehr beliebt geworden und auch bei uns durch das Vorbild hoher Frauen mehr in Aufnahme gekommen. Seit die Kaiserin von Oesterreich und die Kronprinzessin des Deutschen Reiches als treffliche Reiterinnen allgemein bekannt sind, haben Damen, welche sonst nicht daran dachten, ebenfalls das Ross bestiegen. Wenige von diesen dürften die Kunstfertigkeit der hohen Vorbilder erreichen, die meisten werden damit befriedigt sein, sich auf dem Rücken ihres Renners spazieren tragen und von der staunenden Menge bewundern zu lassen.

Darf schon der Herr das Sprichwort „Kleider machen Leute“ nicht ganz außer Acht lassen, so ist es für die Dame von noch größerer Bedeutung, besonders zu Pferde, wo sie mehr als sonst auffällt. Einerseits läßt der Anzug einen großen Einfluß auf die äußere Erscheinung, andererseits aber auch auf das Wohlbehagen der Trägerin selbst. So lange eine Dame den Reitanterricht in der Bahn genießt, kann sie irgend einen beliebigen langen Rock anlegen, die Fußbekleidung und die Unterkleider jedoch müssen von Beginn an in der Form sein, wie sie dieselben später als ausgebildete Amazone gebraucht. Das Reitkostüm kommt erst in Betracht, wenn die Dame ihre Ausritte ins Freie beginnt. Für diese wollen wir die Beschreibung eines eleganten und praktischen Anzuges folgen lassen.

Da die Dame beim Ankleiden zu einem Ritt eigentlich jedes Stück ihres bisherigen Anzuges ändern muß, so sei es gestattet, mit der Wäsche zu beginnen.

Das Hemd ist genau in der Form der Herrenhemden zu tragen, mit abgenähter Brust, Kragen und Manschetten, je nach der Mode. Auch für die Länge gibt der für Herren angewendete Schnitt das Maß. Als Stoff nehme man Baumwolle, weil diese besonders bei der Abkühlung nach einer Erhebung der Gesundheit zuträglich ist, als Leinwand, die, wenn feucht geworden, immer ein Kröpfeln der Haut verursacht. Auf dem Lande und des Morgens kann auch die elegante Dame, gleich den Herren, Hemden von farbig gemustertem Baumwollstoff tragen.

Der Strumpf ist das einzige Stück des Damenanzuges, welches beim Anlegen des Reitkostüms nicht notwendig geändert werden muß; im Winter ist jedoch auch hierin ein Wechsel rathsam. Ein kalter Fuß verursacht ein unbehagliches Gefühl, ganz besonders zu Pferde. Den besten Schutz gewährt der seidene Strumpf.

Da ein einfaches, leinewes Taschentuch ist dem gestickten, feinen Batisttuch vorzuziehen und auch eleganter.

Das Beinkleid, mit einem elastischen Gurt um die Taille, bildet einen unentbehrlichen Bestandteil des Anzuges. Am besten wird Wildleder dazu verwendet; vom Knie aus abwärts muß es aber aus Stoff in möglichst gleicher Farbe des Reitkleides sein und, je nach der Form des Stiefels, entweder eng um den Knöchel anschließen, oder mit einem Saum unter dem Fuß gehalten werden. Weiße Beinkleider und Unterröcke sind ganz unsittlich, es sei denn, daß die Dame ein Kostüm aus weißer Leinwand trägt. Ein solches ist für tropische Hise sehr zu empfehlen und kann, farbige Beize, recht klebsam sein.

Der jetzt moderne Stiefel mit dem hohen, mitten unter den Fuß gestellten Absatz, ist für eine Reiterin nicht zweckmäßig, weil sie mit dem Fuß den Steigbügel fühlen und ihr ganzes Gewicht bequem auf denselben stützen muß. Deshalb soll der Reitstiefel eine dünne, breite und ganz flache Sohle haben, so lang, daß die Fußzehen nicht gedrückt werden. Der Absatz muß so lang und breit sein, wie die Ferse selbst und nicht über einen halben Zoll stark. Die Form des Stiefels hängt ganz von dem Geschmack der Dame ab. Der gewöhnliche Herrenstiefel mit langem Schaft hat den Vortheil, daß er das Bein gegen ein Reiben am Sattel schützt, macht aber, da er um den Knöchel nicht eng anschließen kann, keinen hübschen Fuß. Das Beinkleid wird, mit einem Stiefel unter dem Fuß, über diesem Stiefel getragen.

Manche Damen lieben das Beinkleid um den Knöchel eng anschließend und ziehen deshalb den sogenannten ungarischen oder Husarenstiefel über denselben vor, welcher sich vom vorderen nur durch einen steiferen Schaft unterscheidet, im Uebrigen vor- und nachtheilhaft mit jenem gemein hat. Beide Sorten dieser Fußbekleidung müssen genügend weit sein, damit die Dame nicht genöthigt ist, zum Anziehen sich der Stiefelkanten und nach einem längeren, vielleicht etwas feuchten Ritt zum Ausziehen sich des Stiefelschleiers bedienen zu müssen. Die geeigneten Lederarten werden mir bestimmen, daß beide Situationen nicht ladylike sind.

Vor allen Anderen sind zum Reiten die Stiefel zu empfehlen, welche vor einigen Jahren in Biarritz zu den kurzen Costümen in die Mode kamen. Sie reichen bis auf das halbe Bein und werden vorn herauf geschnürt. Das Tragen von Knöpfstiefeln ist zum Reiten nicht rathsam und auch gegen die Gummizüge läßt sich Vieles einwenden. Die Gemohnheit der betreffenden Dame wird hauptsächlich über die zu wählende Form ihres Schuhwerkes entscheiden.

Der Schnitt und die Ausstattung des Reitkleides sind stets der Mode unterworfen, dennoch gibt es für ein solches gewisse feststehende Regeln, und auf diese wollen wir besonders eingehen.

Eine junge, schlankte Dame kann eine anschließende Taille wählen, die jedoch etwas kürzer sein muß, als diejenige ihrer gewöhnlichen Kleider, weil sonst durch den Sitz im Sattel leicht häßliche Falten verursacht werden. Für eine stärkere Figur eignet sich mehr ein loses, nach den Formen des Körpers geschnittenes Jacket, welches bis nahe zu dem Sattel herabreicht. Die Hauptsache ist, daß die Taille für jede denkbare Bewegung bequem sitzt; dazu gehört die erforderliche Brustweite und ein sorgsam gearbeiteter Rücken, mit genau passendem Halsauschnitt. Gerade an dieser Stelle verursachen schlecht gearbeitete Kleider bei Bewegung des Kopfes leicht Unbequemlichkeiten. Die Ärmel müssen weit sein, weil die volle Bewegung beider Arme jederzeit nothwendig ist.

Eine Dame, welche sich nicht so anzieht, daß sie ihre Stiefel selbst schnüren und ihr Haar selbst feden kann, wird nie eine gute Reiterin werden. Das Corset muß aus diesen Gründen möglichst klein und bequem sein.

Das Reitkleid wird bei uns häufig sehr lang getragen. Abgesehen davon, daß der lange Rock dem Pferde um die Weine schlägt, so beschmutzt er auch bei nassem Wetter, und außerdem gehört eine breite, triefende Stoffkante wahrlich nicht zu einem schönen Bilde. Auf der Promenade kann das Kleid bis etwa zwei Hände breit über die Füße der zu Pferde sitzenden Dame herabhängen; sobald sie aber im Terrain oder auf der Jagd reitet, muß es mit der unteren Kante des Pferdeleibes abschneiden, weil es sonst beim Sprünge über eine Hecke oder einen anderen Gegenstand leicht zerreißen würde. Nicht von der Länge des Kleides, sondern vom Schnitt desselben hängt es ab, ob die Füße der Dame beim Galopp und im Winde bedeckt bleiben. Gerade der lange und weite Rock fliegt in der schärferen Gangart gewöhnlich sehr stark, bleibt auf dem Rücken des Pferdes liegen und entblößt so die Füße der Reiterin und häufig sogar das Bein bis zum Knie. Der Versuch, das Fliegen des Kleides durch Einnähen von Schrot in den unteren Saum desselben zu verhindern, ist ein vergeblicher und macht den Anzug nur unnöthig schwer. Ein richtig geschnittener, enger und kurzer Rock, bei dem auf die Freiheit des in der Gabel liegenden Knies Rücksicht genommen ist, fliegt niemals. Hat der zum Kleide verwendete Stoff die gewöhnliche Breite des Tages, so sind zwei Breiten für den Rock ausreichend. Bemerkte muß noch werden, daß ein Lederfutter um die untere Kante des Kleides ganz zu verwenden ist, weil die Reiterin dadurch der Gefahr ausgesetzt wird, vom Pferde gerissen zu werden, wenn das Kleid an diesem Leder bei einem Hochsprünge hängen bleibt. Geschieht ein Unglück, so ist es immer besser, das Kleid zerreißen, als die Reiterin wird beschädigt.

Die Kopfbekleidung ist ganz besonders der Mode unterworfen. Jede Dame thut gut, diejenige zu wählen, welche ihrem Gesicht und ihrer Figur

am besten steht. Festsetzen muß der Hut, er darf weder auf dem Kopf oder auf der Stirn wackeln, noch herunterfallen. Ein Galten des Hutes mit der Hand ist immer lächerlich. Sehr klebsam ist gewöhnlich ein schwarzer Cylinderhut in der Form der Herrenhüte. Die Dame trägt um diesen Hut einen Schleier in beliebiger Farbe, der auf der Promenade lang herabhängen kann, auf der Jagd aber so kurz gebunden sein muß, daß die wallenden Enden die Reiterin nicht im Gesicht belästigen.

Die Reiterin grüßt mit der Reitpeitsche. Früher war es Courtoisie, daß die Dame der eigenen Souveränin, aber auch nur dieser allein, durch Barren des Pferdes und Abnehmen des Hutes ihre Ehrfurcht bewies. Um an dieser hochachtungsvollen Courtoisie heute noch festzuhalten, wäre eine Frisur nöthig, auf welcher der Hut, ohne angebunden zu sein, auf dem Kopfe sitzt. Für Jagdreiterinnen ist eine ähnliche Frisur zu empfehlen, denn so schön eine übers Feld galoppierende Dame aussieht, so komisch wird dies Bild, wenn ihr der Hut dabei ins Gesicht gleitet.

Glauchschuhe eignen sich am besten zum Reiten, weil in diesen die Fügel am wenigsten rutschen. Manche Damen lieben Stulpen an den Handschuhen, um die Handgelenke vor der Sonne zu schützen, was eigentlich durch die Manchetten schon erreicht werden sollte.

Ein Reitkleid von leichtem, schwarzem oder dunkelblauem Tuch ist gewöhnlich der kleidsamste Anzug zu Pferde. Eine farbige Herren-Kravatte, in eine kleine Schleife gebunden, hebt sich vortheilhaft ab. Jeder Schmutz, außer einfachen Ohrringen, fällt fort; dafür wird eine frische Blume ins Knopfloch gesteckt. Beim Spazierenreiten trägt die Dame eine leichte, nicht zu kurze Reitpeitsche, die sie wirklich gebrauchen kann, wenn es einmal nothwendig wird; beim Reiten im Terrain oder auf der Jagd bedient sie sich des leichten Stodes einer Hespetsche, ohne die Peitschenschnur.

Ein Sporn wird nur in seltenen Fällen erforderlich sein, alsdann ist der Aufschnallsporn zu wählen.

Bei größeren Ritten, wenn die Dame nicht von einem Reitknecht gefolgt ist, thut sie gut, selbst ein Kleidungsstück zum Schutz gegen Wind und Regen bei sich zu führen. Hierzu eignet sich am besten ein aus einem Plaid gefertigter Radmantel, der wie die Mäntel des Militärs gerollt, an der rechten Seite des Sattels, dicht unterhalb des Sitzes, angechnallt wird. Solcher Mantel bietet bei eintretendem schlechten Wetter eine große Annehmlichkeit.

Steigt die Dame irgendwo ab, so muß sie das lange Kleid graziös zu tragen verstehen; hierzu läßt sie die Arme an jeder Seite herunterhängen, ergreift den Stoff, hebt ihn bis in die richtige Höhe, bringt dann beide Hände so weit nach vorn, daß der Rock nicht schleppt und hebt, damit die Haltung nicht steif erscheint, eine Hand etwas höher als die andere. Beachtlich ist die Reiterin, sich öfter zu Fuß im Reitanzuge zu bewegen, so bestesige sie auf der inneren Seite des Rosses an der Taille adht bis gegen die Knie herabhängende Bandschleifen und ebenso viel Bänder mit zwei Enden, in gleichen Abständen von einander, so weit vom unteren Saum entfernt, daß, wenn diese Bänder in die Bandschleifen gebunden sind, das Kleid einen doppelten Rock bildet, von welchem der Saum eben die Erde berührt. Bei einem auf diese Weise aufgeschützten Kleide kann die Dame den oberen Theil der Taille oder des Jacketts aufknöpfen und den garnirten Vordertheil des Hemdes oder eine Sammetweste sehen lassen.

Leopold von der Lasa.



Madame kann heut Niemand empfangen, denn — sie probirt Hüte auf. Nicht, daß sie dabei allein sein müßte, es ist sogar eine kleine Gesellschaft um sie verjammelt und das lebhafteste Durcheinander silberheller Stimmen dringt durch die herabgelassene Portiere. Man plaudert vom dem Baret, das Frau So-und-So in Scheuungen getragen, man erinnert sich der köstlichen Federn, die man gestern bei Gerion gesehen und denkt an eine Composition von Gräsern, die leghin bei Wieser gelegen. Gräser! nein zu beschreiben sind sie nicht... so natürlich, so müde, so thauschwer, daß es einen dabei überkommt wie im Walde, wenn am frühen Morgen der Farben den Schlaf von den Zweigen schüttelt und der Zephyr seine Flügel aufbläht — und dabei hat Madame ein kleines, süßes, dunkelblaues Baret auf die Locken gedrückt und steht vor dem großen Spiegel. Sie kann heut Niemand empfangen, denn... sie probirt Hüte auf.

Es ist unglücklich, wie uns die Mode in Anspruch nimmt. Seit wir die Keiselflosser ausgepakt mit ihren zerdrückten Sommererinnerungen, haben wir mit der Toilette für den Winter zu thun. Da gilt es, die Garderobe des vergangenen Winters Revue passiren zu lassen und mit dem Schneider über Veränderungen zu streiten, da gilt's neue Acquisitionen zu machen, neuen Sachen den Stempel des guten Geschmacks, alten einen moderneren Anstrich zu geben — kurz, ehe wir uns mit uneren Bedürfnissen so recht fest und sicher eingewintert, werden schon die ersten Flocken vom Himmel fallen.

Und doch ist die Mode auch für den beginnenden Winter von derselben entgegenkommenden Liebenswürdigkeit, mit der sie uns so lange Zeit schon besticht. Sie decretirt immer noch nicht; sie wünscht höchstens. Sie erkennt Alles an; sie bevorzugt nur Einzelnes. Sie denkt ganz und gar nicht daran, irgend eine Form der jüngsten Vergangenheit umzustürzen; sie hat nur kleine, maßvolle Lieblingsvorlagen, die sie acceptirt sehen möchte.

Da haben wir die Form der Mäntel für den Winter. Wir werden Alles tragen können: den Paletot, den Dolman, die Jade, den Radmantel, wie im vergangenen Jahre. Die kleinen Concessionen, die der bevorstehende Winter verlangt, sind speciell auf diesem Gebiete ganz unbedeutender Natur. In erster Linie noch immer die Neigung für das enge System — hie und da bis zur Unbequemlichkeit! Der Paletot, speciell von jüngeren Damen bevorzugt, von Belours oder dicken, weich-wolligen Kellies und Matelassé-Geweben wird vielfach mit aufgesetztem Kragen von Pelz garnirt. Sehr beliebt ist die einfachere Garnitur einer breiten, schweren Grosgrain-Schleife unterhalb des ungelegten Kragens; die großen, umfangreichen Taschen — ob mit, ob ohne Bezug — sind weit nach hinten gerückt und tief bis zum Saume reichend. Der Rückentheil bleibt durchaus anschließend und flach. Nächst dieser Form wird sich voraussichtlich Fagon, „Skating Rink“ vieler Beliebtheit erfreuen. Eine kurze, pelzverbrämte und reich beschnürte Husarenjade trägt den ganzen Stempel jener chevaleresken Kofetterie, die binnen Kurzem die Eisbahn zu ihrem Schauplatz machen wird. Der Dolman weist vorzugsweise schwarze Borten und Franzendecoration auf; auch Fagon, „Aladin“, ein enger, halblanger Mantel — fast vieredig geschnitten — mit weitem Dolman-Kernel wird sehr gern mit verschnürter Borte, Franzen und kleinen Quafen garnirt werden.

Eine ganze Menge neuer Kleiderstoffe ist erschienen und wir erwählten bereits, daß es vorzugsweise schwere, dicke Stoffe sind, mit denen wir uns bereichern haben. Da stehen für das warme, elegante Hauskleid in erster Linie: Neige, Panama royal, Matelassé, Matelassé riche, Boutonné in allen Farben, darunter in der neuen Farbe Lavande, der jedenfalls ein ganz brillanter Erfolg bevorsteht. Sie ist einen Ton gedämpfter als jene Rianze, die unter dem Namen pruno vor zwei, drei Jahren so ungetheilten Beifall fand und auch im vergangenen Winter noch allgemein beliebt war. Außerdem hat sich das dunkle Ruffisch-Grün zur ganz speciellen Modefarbe gemacht und tritt namentlich in den Zusammenstellungen der kleinen Phantasten der Toilette lebhaft in den Vordergrund. Sowol in Wolle, wie Seidenstoffen ist es vertreten. Wir haben eine Gesellschafts-toilette in schwerer Seide von diesem Grün, Composition von glattem und damascirtem Stoff, die reiche Schleifengarnitur abwechselnd in Roth und Grün, die einen äußerst wirkungsvollen, aparten Eindruck machte.

Als Bezug wird die Borte voraussichtlich die Garnitur beherrschen. Gestricke in den Stoff gewebte Borten von Pelz-Imitation, aufgesetzte Chenille- und Seiden-Bordüren — oh! wie erfinderisch wird man darin wieder sein! — werden in zahlloser Abwechselung auftauchen und uns in die Lage setzen, älteren Toiletten-Gegenständen bequem ein modernes Ansehen zu geben. Die Tunika tritt merkwürdig vor der Polonaise zurück, deren Rückentheil

sich immer ausgesprochener für das flache System erklärt; die meist sehr einfache und anspruchslose Garnitur rückt immer weiter nach unten. Die Kermel werden durchgängig von abweichendem Stoff beibehalten.

Eine Menge kleiner, ganz allerliebster Launen und Phantastien auf dem Gebiete der Lingerien hat uns die Mode schließlich noch hingestreut. So hat sie uns einen kleinen spanischen Kragen mitgebracht, der uns an die sinnige Kofetterie der mittelalterlichen Pagestracht erinnert und die Grazie und der charmo selbst ist. Auf einem durchschimmernden Band-Arrangement von Modegrün und Roth liegt ein etwa 4 Cent. breiter Crêpe-lisse-Streifen, à plissé gefaltet, dem eine Spitze in doppelter Breite angelegt ist; die langen Enden werden vorn zu einer gefälligen Confusion verflochten. In Charpes und Fichus bringt jeder Tag neue zierliche Frauenlaunen zu Tage. Jeder Geschmack, jede Liebhaberei ist im Augenblick berechtigt, in diesen kleinen toasts der Toilette zum Ausdruck zu gelangen und der Anstich an die Farben der augenblicklichen Mode macht sie alle comme il faut.

Auch die Hüte accommodiren sich dem individuellen Geschmack und bedingen höchstens eine Berücksichtigung der, bestimmten Formen zuertheilten Garnierungsfrage.

Das so verzogene Kind des Augenblicks, das Baret, mit all seinen mehr oder weniger chevaleresken Abarten, wird ausschließlich mit Federn allein oder auch mit noch immer beliebten Vogelfedern getragen; solidere Formen ziehen außer der Federngarnitur auch Pelzdecoration und die Blume in Rechnung. Ach! und die Blumen, denen wir da begegnen. Es ist der Frühling und die Poesie selbst, die es uns gelang festzuhalten, diese atmen-den Rosen, dieser zitternde Flieder, und die Gräser, von denen man da drinnen hinter der zugezogenen Portiere spricht — — — denn Madame steht noch immer vor dem Spiegel, das kleine, dunkelblaue Baret auf die blonden Locken gedrückt, sie kann heut wirklich Niemand empfangen, denn... sie probirt Hüte auf.

Veronika v. G.

Plaudereien.

7 Das Kunstgefes der Toilette. In der menschlichen Gestalt vereinigen sich alle Momente der Formschönheit. Vor Allem sind es zwei Punkte, jeder mit einer besonderen Tendenz, die sich als die beherrschenden geltend machen: einmal der untere Theil, die tragenden Glieder, und dann der nach oben abschließende, die Gestalt gewissermaßen krönende Theil, das Haupt. Diese beiden Theile sind durch ein stützendes Mittelglied verbunden, das die Eigenschaften der beiden ersten Glieder in sich vereinigt und ihre Gegensätze vermittelt.

Das richtige Verhältniß dieser drei Theile zu einander bedingt die Schönheit der menschlichen Gestalt und ist auch für den Schmutz und die Kleidung in erster Linie bestimmend.

Dem unteren tragenden Theil der Gestalt entsprechen ruhige Massen, einfache Gliederung und dunklere Farbe; dem Haupte Reichthum der Gliederung, prächtiger, leichter Schmutz, glänzende und helle Färbung. Das Haupt muß, obwohl es der Masse nach der kleinere Theil des Körpers ist, als das Herrschende, als die Krone des Ganzen zur Geltung kommen. Das Mittelglied, der Rumpf, muß in Haltung und Färbung ein mittleres Verhältniß zwischen den beiden genannten beobachten. Es muß demnach von unten nach oben in Stoff und Verzierung ein Streben vom Schwereeren und Massigen zum Leichten, in der Farbe, ein Streben vom Dunklen zum Hellten innegehalten werden, und das Haupt muß, allen Glanz und alle Farbenbracht in sich vereinigt, gleich wie die Blüthe der Pflanze über ihrem Stengel dominiren.

Dieselben Gesetze, die sich an der menschlichen Gestalt geltend machen, beherrschen auch die Baukunst. Der griechische Tempel, die schönste und vollendetste Schöpfung dieser Kunst, ist eben in eine tragende, aus Säulen bestehende Basis, die das Gebäude krönendes Frontispice theilt, dessen Giebelfeld meistens reich mit Figuren geschmückt ist und mit den Palmetten der Arrotorie und den verzierten Frieszügen seinen in sich vollendeten Abschluß hat. Hier wird die Vermittelung zwischen den tragenden und getragenen Gliedern durch das Gebälk — den Architrav und den Fries — gebildet, das gleich dem Gürtel beim Menschen neutral zwischen den beiden Polen liegt.

Jedes Ueberschreiten dieser Gesetze erzeugt alle jene Unschönheiten, welche die Culturgeschichte der Menschheit bis auf den heutigen Tag in so großer Menge aufzuweisen hat. Diese Gesetze beschränken die Freiheit in der Bekleidung und im Schmutz keineswegs, sie fordern vielmehr eine vollkommene Beachtung der Individualität, welche sich nur dann auch äußerlich voll und ganz ausdrücken läßt, wenn diesen Gesetzen gemäß gehandelt wird.

Triviale Pädagogik. Dumas als war mit Ausarbeitung eines seiner sensationellen Stücke beschäftigt, welche bekanntlich da beginnen, wo andere Comödien zu schließen pflegen: mit der Heirat. Er war nach Schürzung der dramatischen Conflicte endlich zur einzig befriedigenden Lösung — der Ehescheidung — vorgeschritten; nur ein Object stand ihm im Wege: das Kind! Was war mit dem Kinde zu begnügen? Gehörte es der Mutter? — Natürlich! Aber der Vater? Hatte er kein Recht mehr an das Kind, an sein Kind? Der Autor schwant, sein Dichterherz stimmt für die Mutter, aber — er selbst ist Vater und kann aus dem Dilemma sich nicht finden.

Da hüpf sein eigenes kleines Mädchen, ein heiteres Kind, ins Arbeitszimmer und ruft: „Papa, Papa!“

Dumas fährt empor. „Ich will die Kleine befragen, das Kind soll hier entscheiden.“

„Hör, Kleine,“ begann der Dichter, „ich will etwas Ernstes mit Dir besprechen. Deine Mutter und ich, wir trennen uns; wir sehen uns niemals wieder. Mit welchem von uns Weiden willst Du gehen, mit mir oder mit Deiner Mutter?“

Die Kleine bleibt erstarrt. Mit großen Augen schaut sie den Vater an, dann sagt sie bang:

„Erst muß ich wissen, ob es die Mutter ist, die Dich verläßt, dann bleibe ich bei Dir. Schickst Du aber die Mutter fort, dann gehe ich mit ihr.“

Der Dichter hat den Orakelspruch aus Kindesmund benützt, und in diesem Sinne die Entscheidung getroffen; er ist ein ruhmgelotrnter Dichter! Verdient er gleichen Rufm als — Pädagog?

7 Der Dichter des „Räthchens von Heilbronn“. In den letzten Wochen haben die Geburtstage mehrerer trefflicher, ja großer Männer ihre hundertste Wiederkehr gehabt, die mehr nur einer specifisch männlichen Bildungsphäre nahe standen und vertraut waren. Wir haben unter diesen Notabilitäten einen deutschen Mann und Dichter hervor, welcher begründetste Anwartschaft hat, daß auf sein Grab auch von weiblichen Händen Blumen liebender Verehrung und Erinnerung gestreut werden. Heinrich von Kleist, der Patriot und Dramatiker, der, krank und elend geworden an einer tranken und elenden Zeit, sein Leben freiwillig beschloß, nicht ohne eine Anzahl dichterischer Schöpfungen zu hinterlassen, die seinem Namen Unsterblichkeit sichern — Heinrich von Kleist ist es, dessen Gedächtniß als eines am 10. October 1776 Geborenen vor Kurzem mit stiller Andacht gefeiert ward, weil sein Schicksal und sein Ende dies fordern. Sind gleichwol manche seiner weiblichen Dramenformen auch als poetische Verirrungen zu charakterisiren, so hat er doch eine weibliche Gestalt geschaffen, die ihm für alle Zeit die Verehrung der Frauen sichert. Kein „Frauenlob“ hätte die beiden süßesten weiblichen Eigenschaften und Tugenden, Treue und Hingebung, mit rührenderer Gewalt und romantischerem, bis in die Tage der nüchternen Gegenwart nachhaltigen Zauber zu schilbern vermocht, wie Kleist im „Räthchen von Heilbronn“.

Mag man um jeden Preis unter dem Banne eines Gefühls, das jeder historischen Grundlage entbehrt, das Haus ausfindig machen wollen, wo die Jungfrau mit der eisernen Liebe geboren worden, ihren „hohen Herrn“ zuerst gesehen und von wo sie schließlich ihrem alten Vater entflohen — die Wahrheit ist doch, daß die Gestalt dieses Räthchens eine Heimath hat, welche weitab liegt von den Gefilden Heilbronn! Sie entstammt lediglich der freien Erfindung des Dichters, der dies Kind seiner Phantastie ganz willkürlich nach Heilbronn verlegte. 1808 entstand das Drama in Dresden. Dorthin kam Kleist in jenem Jahre, um sich von Neuem dichterischen Arbeiten

Correspondenz.

zu widmen. Im Körner'schen Hause, dem Zufluchtsorte bedrängter Poeten, lernte er ein Mädchen kennen, das ihn zu lieben schien.

Sei's drum! An und durch sich selbst verdient es das Drama, daß noch immer Frauen und Mädchen sich rein an seiner Schönheit und rührenden Innigkeit erfreuen, vergessend, wie der unglückliche Menschenhasser solch unsterbliche Poesie im Grunde nur als Racheact, als Strafpredigt geschaffen und geschrieben habe!

» Berthold Auerbach's „Nach dreißig Jahren“. Es wird vielen unserer Leserinnen interessant sein, zu erfahren, daß von Berthold Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ eine Folge erscheint, deren Inhalt an die früheren unter dem Titel „Nach dreißig Jahren“ anknüpft und die Fortsetzungen von „Des Vorles' Reinhard“, „Tolpatsch aus Amerika“ und „Das Nest an der Bahn oder die Kinder der Sträflinge“ bringt.

Unser Modenbild. Figur 1. Reit-Anzug für Knaben von 10-12 Jahren. Dieser Anzug aus dunkelbraunem englischem Wollestoff besteht in Beinkleid, Weste und Jacke und ist mit Steppstichreihen und Knöpfen verziert.

Figur 2. Reit-Anzug für Damen. Das prinzeßförmig geschnittene Kleid ist aus schwarzem Tuch gefertigt und wird vorn mit Knöpfen und Knopflöchern geschlossen.

Auflösung des Nebels Seite 310. „Römerkampf.“

Räthsel.

Die erste Silbe wird gefressen, Weiß aber das geschwind bezessen, Was nur das Zweite täglich bringt.

Doch wer das Ganze hat gefunden Mit vier statt drei in guten Stunden, Hoff, daß sein Plan ihm wohl gelingt.

M. Paul.

Toilette, Mode, Handarbeit. Frau von B. in M. Ihre Klage über die Unhaltbarkeit hauptsächlich schwarzer Seidenstoffe ist auf das sog. Chargiren, d. h. Didmachen des rohen Seidenfadens zurückzuführen, auf den man möglichst viel Farbstoff aufträgt, um an Hohlseide zu sparen.



Neue Abonnentin aus der äußersten Grenze des deutschen Reiches. Der Stoff ist 65 Cent. breit und sollte wol in der Ihnen zunächst liegenden großen Stadt zu haben sein.

einfache Schleife zu Knoten, bedarf es wol nicht erst einer bildlichen Anleitung. — W. S. in F. Ein weißes Müllkleid mit blaßblauen Schleifen ist sowohl Ihren Jahren, als dem Zweck entsprechend.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Junge Russin. 1. Ein einfaches und zweckdienliches Zahnpulver besteht aus einem Gemisch von 8 Theilen feinstem kohlensaurem Kalk (Schlemmtreide) und 1 Theil gepul-

verter medicinischer Seife, parfümirt mit Pfefferminzöl. — 2. Die Liebreich'sche Pepsin-Gesetz ist kein Arzneimittel, sondern führt dem Magen nur zu, was ihm fehlt, Sie können dieselbe daher unbesorgt gebrauchen.

Haushaltung und Küche. V. M. in D. Sogen. Pflanzenbannen zum Stopfen von Matragen liefert H. F. S. Kragestein in Amsterdam. — Fr. C. J. in Br. Das sogenannte italienische trodene Obst, das in Originalpackungen nach Deutschland verführt und so in Delicatesshandlungen verkauft wird, kann nach folgendem Verfahren auch bei uns dargestellt werden.

Literatur und Kunst. Tang und Ugen. Aus der Flut des Lebens, gesammelt von Georg Freiherr von Dyherrn. (Leipzig, Alfred Krüger.) Der Titel dürfte zu der Vermuthung führen, daß in dem Buche wurzellos auf der Oberfläche schwimmende Figuren, zarte Traumgebilde der Phantasie dem Leser geboten werden.

lichkeiten wie die der Welt zu öffnen. Wir haben bereits einige Essays aus dem interessantesten Buche mitgetheilt und die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, wollen aber nicht verjäumen, es noch besonders hier zu thun.

Verschiedenes. Karoline M. aus Belf. Die Lotterie-Ziehung der Flora in Charlottenburg hat vor einiger Zeit stattgefunden.

Gräfin Ella in Lissabon. Auf Ihre erste und zweite Frage lautet die Antwort: nein. Karl Müller's „Malerische Botanik“ wird Ihrem Zweck entsprechen.

Laut Verfügung des Kaiserlichen General-Postamtes zu Ber-

Lin werden Bestellungen im Laufe eines Quartals zwar nach wie vor angenommen, jedoch 10 Pf. Zuschlag für Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern des betreffenden Quartals verlangt.

Den dieser Nummer beiliegenden Prospect betr. Verlagswerke von E. Kummer, Leipzig, empfehlen wir der geneigten Beachtung unserer Leserinnen.

P. P.

Bausen a. A., im August 1876.

Mit Gegenwärtigem mache Ihnen die ergebene Anzeige, daß ich Mitte September a. c. den Engros-Verkauf der in meiner seit bereits 40 Jahren bestehenden Fabrik verfertigten Seidenstoffe nach Zürich verlege, und damit ein Détail-Geschäft:

Garantirt solider Seidenstoffe eigener Fabrik

verbinde. Leider sind Seidenstoffe durch das von Jahr zu Jahr immer mehr überhandnehmende Erschweren des Rohmaterials in gerechtfertigten Mißkredit gerathen und hoffe ich umsomehr mit meinem neuen Princip:

Nur garantirt solid gefärbte Stoffe

in den Handel zu bringen, einem allgemeinen Bedürfniß entgegenzukommen. Sämmtliche schwarzen und einfarbig couleurten Stoffe werden von Rouleaux geschnitten und auf Rollen versandt, um jegliche Plis (Falten), wo bekanntlich die Roben stets zuerst brechen, gänzlich zu vermeiden.

Mein Lager ist in Seiden-Waaren jedweden Genres wohl assortirt, und stehen Muster- und Dessin-Karten jederzeit franco zu Diensten. Schon jetzt eingehende Anfragen wegen Muster werden zuerst berücksichtigt.

Alle Anfragen und Briefe sind zu richten an

Jacob Zürrer in Zürich.

Mein neues Unternehmen Ihrem geschätzten Wohlwollen empfehlend, zeichne hochachtend

Jacob Zürrer.

Grosse Preis-Ermässigung Emil Halbarth's verbesserter Familien-Nähmaschinen. Verbesserter Wheeler & Wilson System, mit auspaubarer Drückerfeder, Federgestell und großem Treibrade...

Grosse Preis-Ermässigung!! Frister & Rossmann's Familien-Nähmaschinen, seit vielen Jahren bewährt und in bereits mehr als 100,000 Stück im Gebrauch...

Prima Taschen-Gänge-Matte noch von keiner Nachahmung erreicht, trägt meinen Fabrikfirma-Stempel, wiegt kaum 1/2 Kilo und kostet M. 8.-

Corsage Cuirasse, unerlässlich zu den neuen Cuirasse-Taillen, empfiehlt unter Garantie des guten Sitzens, weich oder grau.

Patent-Stärke-Glanz verleiht als Zusatz zur Stärke der Wäsche einen prächtigen Glanz, elastische Steife und blendende Weiße.

Gutzkow's neuester Roman: „Die neuen Scapionbrüder“ erscheint im Laufe des Monats October im täglichen Feuilleton des Berliner Tageblatt.

Das Geheimniß eine Tasse Kaffee von demselben vorzüglichen Geschmack und derselben prachtvollen Farbe, wie man sie in Wien, Prag und in den böhmischen Wäldern trinkt...

VAN BUSKIRKS SOZODONT Universal-Welt-Zahnreinigungs-Präparat, im Jahre 1858 erfunden und nunmehr in allen civilisirten Ländern der Erde...

Fabrik von Ph. Suard in Neuchâtel (Schweiz) findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis.

Trichinen-Mikroskope. A. Prews in Berlin S., Moritzstraße 2, liefert ein Mikroskop, dessen einfache Construction Jedem gestattet, die Fleischaugen selbst vornehmen zu können.

Kammerjungfer-Gesuch. Kammerjungfern, kath. Conf., welche im Kleidermachen, Weisnähen und Frisieren gewandt sind, werden sofort placirt...

Den Jeffrey'schen Respirator in allein echter wirkungsvoller Construction, v. hochberühmten Aerzten, wie Prof. Bock, Wunderlich u. A. für Brust- und Lungenkrankheiten...

Lilionesse von Rothe & Co. in Berlin reinigt binnen 14 Tagen die Haut von Leberflecken, Sommersprossen, Pockenflecken, vertreibt den gelben Teint...

Aneroid-Barometer, prachtvoller Zimmerschmuck, Werk à jour, Rahmen in Angereicherter brillanter Holzschichterei in jedem Genre.

Damentuch in den modernsten Farben. Muster franco. W. Klug, Sommerfeld & Frankfur a. O. Glasfey-Nachtlichter, bewährt seit 1808, prämiirt in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien...